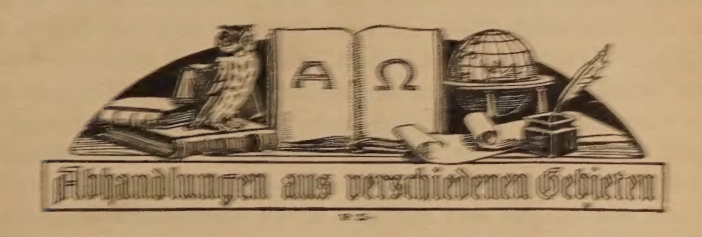
Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang — Heft 7, Juli



Das Licht.

Ein modernes Märchen für große Leute.

Es war einmal — so fangen seit alter Zeit alle Märchen an — und dieses macht davon keine Ausnahme, — es war einmal ein großes Ackerfeld, weiß bedeckt mit Schnee, hart gefroren im kalten Winter, lag es still und tot da. Aber unter der kalten Decke war ein seltsam Flüstern und Raunen. Viele, viele goldgelbe Körnchen, in der Mitte rundlich, an den Enden zugespitzt, waren da versammelt, und hie und da auch Körner von anderer Gestalt, manche wie kleine Kugeln, andere platt und rund, auch solche mit vielen Ecken, glatte und runzlige, gelbe, braune und schwarze. Lange hatten sie alle wie tot dagelegen, seit einiger Zeit aber war Leben in diese Gesellschaft gekommen. Trotz der sie umgebenden Finsternis waren alle Körnchen in lebhaftester Unterhaltung. Eins der Körnchen, — die andern nannten es den Professor, — hatte soeben einen Vortrag gehalten über das „Licht", der damit endete, daß der Professor behauptete, eine geheimnisvolle Kraft, genannt das Licht, gebe es nicht, denn niemand der Anwesenden habe jemals etwas von dieser eigenartigen Kraft gesehen oder gespürt, und vollends Unsinn sei es, wie von einigen behauptet worden sei, daß alle die versammelten Körnchen durch das Licht entstanden seien. Gegen diesen Schlußpassus des Vortrags war von einer ganzen Anzahl von Körnchen energischer Widerspruch erhoben, und einige Sprecher behaupteten, der Vortragende sei in seiner Schlußfolgerung zu weit gegangen, denn sie seien fest davon überzeugt, es gäbe diese geheimnisvolle Kraft, genannt „Licht", und sie alle seien durch dieses Licht entstanden. Ja, einige behaupteten sogar von früher her eine ganz dunkle Erinnerung an dieses Licht zu haben. Da war es zu einer Diskussion über diese Frage gekommen, und die Anhänger der „Lichttheorie" hatten schließlich vorgebracht, beweisen können wir es heute noch nicht, daß es diese geheimnisvolle Kraft gibt, aber wir alle haben das Gefühl, ja den festen Glauben, daß dies „Licht"

vorhanden ist. Das war nun Wasser auf die Mühle des Professors, und in seinem Schlußwort rief er aus: „Ha, ha, Glauben, was ist Glauben? — welche Beweiskraft hat Glauben? — gar keine! — — „Wissen allein, Wissen nur kann wahre Erkenntnis bringen.“ Als ich — so sagte der Professor — zuerst zum Bewußtsein über mich kam, da habe ich auch so ein dummes Gefühl gehabt, auch so etwas geglaubt, aber nur, weil einige Nachbarn mir es nach althergebrachter Weise so vorgeredet hatten. Ich habe, so behauptete er, nun die Sache zur Genüge studiert und bin zu der Erkenntnis gekommen, alles, was früher behauptet worden ist von der Herkunft aus einer oberen Welt, von einem Entstehen durch das Licht ist Unsinn, ist Täuschung. Es liegt klar auf der Hand, wir alle, jedes einzelne der hier versammelten Körnchen ist aus der uns umgebenden Materie entstanden, dazu bedurfte es keiner Einwirkung von oben. Einfach durch Wechselwirkung von Trockenheit und Feuchtigkeit, durch Druck- und Temperaturschwankungen hat eine Konzentration einzelner Teile der uns umgebenden Materie stattgefunden, dadurch sind wir Körnchen alle, ob groß oder klein, ob rund oder eckig, ob hell oder dunkel in allmählicher Entwicklung entstanden, und es ist Unsinn, wie auch heute manche wieder behauptet haben, daß wir alle einmal wieder ans Licht kommen müssen. Die gleichen Ursachen, die unsere allmähliche Entwicklung hervorbrachten, bringen uns auch zum Vergehen. Das bedingt die Einheit der Masse. Es gibt kein Licht, es gibt für uns kein künftiges Leben am Licht! — — — Ein Frösteln ging durch die ganze Körnerversammlung, alle spürten ein Gefühl der Kälte, das kam aber nur daher, weil die Temperatur plötzlich um einige Grad gesunken war, und diese Kälte wurde so groß, daß bald aller Streit um diese Frage unter den Körnern verstummte, und alle, alle verfielen in einen tiefen Schlaf.

Nach langer, langer Zeit aber war wieder ein Flüstern und Raunen in der Körnerversammlung entstanden. Große Unruhe hatte alle ergriffen, allen war das bisherige Kleid zu enge geworden, der alte Rock war geplatzt, sie reckten und dehnten sich. Alle streckten nach einer Richtung ein Spitzchen oder auch zwei Läppchen und nach der andern einige Fäserchen heraus. — Der Professor gab natürlich auch sein Urteil ab über diese eigentümliche Erscheinung. Seht ihr, sagte er, das ist wieder eine Folge des uns umgebenden Massendrucks, jetzt wird unsere bisherige Form zerstört, und nicht lange mehr währt es, und wir sind wieder das, was unsere Umgebung auch ist. Viele, viele andere aber sagten, nein, wir werden etwas Neues, wir fühlen es, wir glauben sicher, wir kommen ans Licht, wir kommen dahin, von wo wir ausgegangen sind.

Wie nun abermals eine kurze Zeit vergangen war, da waren alle Körnchen verschwunden, viele, viele kleine grüne Halme und Blättchen kamen in einer Nacht aus der Erde hervor, und plötzlich ging durch alle diese Spitzchen und Blättchen ein Erstaunen von etwas Neuem, nie Gesehenem und doch Geahntem. Im Osten wich das Dunkel der Nacht einem grauen Streifen, heller wurde es und heller, da plötzlich leuchtet es rosig auf, alle Hälmchen und Blättchen neigen sich, ein heller Strahl durchbricht die rosigen Wolken, eine glänzende Scheibe wird sichtbar, und alles ruft erst leise, — dann lauter, — dann jubelnd: „Das Licht, das Licht, das Licht!“ — —

Auch der Professor hatte ans Licht kommen müssen, und als er sah, wie der Glaube der andern über sein Wissen triumphierte, sagte er: „Nun, ich passe nicht hinein in diese verrückte Weltanschauung, auf mich wird dieser glänzende Betrug keine Wirkung ausüben!“ —

Dies Wort wurde zur Wahrheit. Alle reckten und streckten sich, sie wollten alle weiter empor, näher zum Licht, der Professor aber, der diesen Glanz nicht verstehen konnte und wollte, er blieb zurück, er wollte nicht zum Licht empor. Als nun eines Tages die Zeit der Ernte da war, da hatten die, die an das Licht glaubten, die sich zum Lichte gewendet hatten, viele, viele Früchte hervorgebracht. Der Professor aber hatte keine Frucht gebracht, er war zu nichts gut, als nur zum Häckerling — — er war nämlich ein Haeckelianer! Georg Kropp.

Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollen. W. v. Goethe.

Besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem johanneischen Christusbilde und dem der Synoptiker?

Die Frage nach dem Verhältnis des johanneischen Christusbildes zu dem der Synoptiker ist alt und viel erörtert. Man braucht nicht Theologe von Fach zu sein, um auf sie geführt zu werden: kein denkender Leser der vier Evangelien kann sich ihr entziehen. Insbesondere ist sie freilich heutzutage wieder dem Theologen nahe gelegt Einerseits macht man in unsern Tagen auf orthodoxer Seite Ernst mit der Lehre von der Entäußerung Christi und insofern mit der wahren Menschheit des Erlösers. Anderseits machen die Vertreter eines Neurationalismus, Harnack an der Spitze, geltend, daß Christus in die Evangelien nicht hineingehöre. Beide Richtungen scheinen aber darin übereinzukommen, daß sie dem Johanneischen Christusbilde widersprechen. Hat doch dem vierten Evangelium von jeher dieser Goldglanz angehaftet, daß in ihm die Gottheit des Erlösers hell erstrahlt. Schöpft doch die schulgemäße Dogmatik von alters her ihre Beweise für Christi Gottheit, soweit Evangelien in Frage kommen, ziemlich ausschließlich aus Johannes. Und ist doch von Luther eben aus diesem Grunde das vierte Evangelium als das „rechte, zarte, einige Haupt-Evangelium“ bezeichnet, weil es gerade dieses Christusbild im Unterschiede von dem der Synoptiker aufweist.

Die Frage nach der Prüfung des Verhältnisses der Christusbilder bei Johannes und den Synoptikern ist nicht einerlei mit derjenigen nach der Echtheit des vierten Evangeliums. Es handelt sich in unserm Falle eben nur um Prüfung der vorliegenden Christusbilder in ihrem Verhältnis zu einander, unangesehen ihre Echtheit oder Unechtheit. Freilich aber, wenn es bei dieser Prüfung gelingen sollte, nachzuweisen, daß das Johanneische Christusbild einen wesentlichen Unterschied von dem

der Synoptiker aufzeigt, so wird das ganze Bild des Heilandes, weil zwiespältig, auch trübe und verdächtig, während anderseits, wenn sich eine wesentliche Übereinstimmung beider Bilder ergibt, dies der Echtheit der gesamten Überlieferung zu Gute kommen wird.

Indessen kann man denn nun zwei Bilder einer Person miteinander vergleichen, wenn man das Original nicht kennt? Kann man ohne diese Kenntnis sich für die Richtigkeit eines oder des anderen Bildes entscheiden? Oder ist das Urteil, welches man fällt, im besten Falle nicht doch nur ein Geschmacksurteil? Würde man also nicht höchstens sagen können: „dieser Christus sagt mir besser zu, als jener," aber nie: „dieser Christus ist der rechte?" So scheint es. Aber nehmen wir ein Beispiel aus dem täglichen Leben. Viele haben den deutschen Kaiser nie von Angesicht zu Angesicht gesehen und werden doch durch Vergleichung seiner Bilder soweit gefördert sein in der Kenntnis seiner Züge, daß sie von einem ihn darstellenden Bilde sagen können: „es ist ähnlich" oder „es ist unähnlich". Ja selbst so weit werden sie gehen, ein Bild geradezu als falsch zu bezeichnen, zu sagen: „das kann der Kaiser nicht sein." — Wird es sich mit Christus nicht ähnlich verhalten können? —

Wir sehen davon ab, daß — gerade was Christi eigentliches Wesen, sein Inneres betrifft, — wir Abdrücke von diesem in der Seele eines Petrus, eines Paulus, eines Johannes und Jakobus haben, die zur Beurteilung des Christusbildes nicht gering zu veranschlagen sind. Aber auch die Schilderungen Christi bei den Synoptikern, wenn auch in der Hauptsache übereinstimmend, haben doch wieder im einzelnen Unterschiede, so daß wir genau genommen vier Christusbilder aus vier Evangelien miteinander vergleichen könnten. Sollten wir nicht auch so weit kommen, eventuell zu sagen: „das kann der Herr Christus nicht sein," — wie es doch die Kirche bei Christusbildern in apokryphen Evangelien getan hat, ebenfalls ohne den originalen Christus, der Fleisch und Blut an sich hatte, zu kennen? Mindestens müßte es möglich sein, bei einzelnen Zügen der betreffenden Bilder zu sagen: „sie widersprechen einander; entweder der eine Zug ist echt oder der andere, aber zusammen können sie demselben Christus nicht eigen gewesen sein."

Fassen wir nun unsere Aufgabe ins Auge: so gilt es, eine Persönlichkeit zu einer bestimmten Periode ihres Lebens zu erkennen. Denn alle Evangelien stimmen ja, abgesehen von unbedeutenden Zusätzen aus Jesu Jugendgeschichte, darin überein, daß sie Jesus als Mann, und zwar, wie man insgemein annimmt, in den drei letzten Jahren oder nur im letzten Jahre seines Wirkens schildern. Die Zeit also, zu der ihr Christusbild aufgenommen wurde, ist dieselbe. Wenn trotzdem die von den Evangelisten aufgenommenen Bilder nicht in allen Punkten übereinstimmen, so kommen vor allem zwei Momente in Betracht. Einmal leuchtet es ein, daß, je vielseitiger ein Mensch ist, desto schwieriger die Beschreibung seines Wesens wird. Nun aber strahlte von der hehren, heiligen Gestalt des Heilandes eine solche Fülle göttlichen Lichtes, eine solche Vielseitigkeit menschlicher Weisheit aus, daß es unmöglich gewesen wäre, in der Schilderung seinem Wesen gerecht zu werden. Meint doch schon der Pseudo-Evangelist, daß nicht einmal die Welt die Bücher zu fassen imstande wäre, die von des Herrn Wirksamkeit geschrieben werden könnten. (Joh. 21, 25.)

Sodann kommt es auf den Standort an, von dem aus das Bild gezeichnet wird. Ob ich jemandes Gesicht von vorn oder von der Seite zeichne, ist nicht einerlei; ich kann im einen wie im andern Falle manche Gesichtspartien mehr oder minder vorteilhaft gestalten. Ja es kann vorkommen, daß dasselbe Gesicht schwer wieder zu erkennen ist, je nachdem der Standort der Zeichnung gewählt wurde.

Wenden wir das an. Der Zweck, den die vier Evangelien bei ihren Berichten im Auge hatten, war freilich überein. Alle wollten die Messianität Jesu durch Darstellung seines Lebens, seiner Schicksale, seiner Wunder erweisen. Ausdrücklich bekundet das nur Johannes (Kap. 20, 31). Aber der Standpunkt der Zeichnung ist ein verschiedener. Schon dadurch, daß Synoptiker und Johannes über die Verwendung des Materials nicht überein denken. Verhältnismäßig deutlich sprechen sich darüber nur Lukas und Johannes aus. Jener (Kap. 1, 1 ff.) will zu den zahlreichen Versuchen einer Lebensbeschreibung Jesu, wie sie auf Grund des von Augenzeugen herrührenden Materials schon gemacht sind, einen neuen hinzufügen. So hat er „Alles von Anbeginn mit Fleiß erkundet“ zu dem Zweck, um dem Theophilus gewissen Grund zu geben der Lehre, darin er unterrichtet ist. Anders Johannes: er hat (Kap. 20, 30 ff.) aus vielen Zeichen, die Jesus vor seinen Jüngern getan, die im Evangelium aufgeführten ausgewählt, damit die Empfänger glauben, Jesu sei der Christ, der Sohn Gottes, und damit sie durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen. Jenem kommt es auf möglichste Vollständigkeit an, diesem dagegen nicht; er will, wie er ausdrücklich erklärt, nicht alles zusammentragen, sondern nur eine Auswahl geben.

Es liegt bei dieser ausgesprochenen Absicht des Johannes nahe, anzunehmen, daß ihm die Synoptiker bekannt gewesen sind und daß er in gewisser Weise eine Ergänzung zu ihnen geben will. Wichtiger aber ist die Tatsache, daß Synoptiker und Johannes einen verschiedenen Weg gehen, um eben jene Messianität Jesu zu zeigen. Kurz gesagt, sehen die Synoptiker von unten nach oben, Johannes umgekehrt von oben nach unten: das ist ihr verschiedener Standort. Demgemäß muß das Christusbild auf beiden Seiten ein verschiedenes sein. Es fragt sich nur, ob die Verschiedenheit eine wesentliche, eine im Wesen Christi begründete ist, ob der Christus des Johannes „ein anderes Wesen“ als der synoptische hat und ist, oder ob aus dem Standort der Zeichnung diese Verschiedenheit genügend erklärt werden kann. Jedenfalls ist zuzugeben, daß erst dann, wenn in den Auffassungen und Darstellungen wichtiger Dinge, die die Person oder Lehre Jesu betreffen, unvereinbare Widersprüche festgestellt werden, von einem *wesentlichen* Unterschiede des johanneischen und synoptischen Christusbildes die Rede sein kann.

Wie kommt Johannes zu seinem Standort? Sein ganzes Evangelium zeigt ihn uns als einen Mann nicht der Naivität, sondern der Reflexion. Tiefer veranlagt als irgend ein anderer Jünger hat er auch tiefer des Meisters Wesen erschaut als sie alle. So wird er selber unter dem Einfluß der Person und der Lehre des Heilandes „Meister einer Gnosis, welche sich stets im Gebiete eines reinen und ruhigen, freilich oft sehr geistigen und erhabenen, Lichtes bewegt, von Schwärmerei

entfernt und vom Geiste der reinen Sittlichkeit und Humanität erfüllt bleibt." (Meyer, Kommentar zum Johannes-Evangelium, 1834, Einleitung S. 2.)

Wir stimmen ganz Grau zu, wenn er sagt:[1]) „Das ist ja überhaupt das unterschiedliche Wesen des vierten Evangeliums gegenüber den dreien, daß ersteres Leben und Lehren Jesu durch die persönliche Erfahrung des Apostels hindurchgegangen und bestätigt wiedergibt, während jene die göttliche Gabe an sich zur Darstellung bringen."

Eine ganz andere Rolle als bei den Synoptikern spielt bei ihm das „Erkennen", und es liegt nahe genug, darin eine Beziehung auf die falsche Gnosis, welche z. B. schon in den Pastoralbriefen angedeutet wird und später in den Gnostikern zu hoher Blüte kam, zu erblicken. Eben der falschen Gnosis gegenüber will Johannes die richtige Erkenntnis Jesu, die das ewige Leben selber in sich schließt (vergl. Joh. 17, 3), durch sein Zeugnis vermitteln (Kap. 20, 31) und so jenen verwirrenden Irrlehren kräftig entgegentreten, wie der erste Johannesbrief es völlig klarstellt (1. Joh. 4, 1; 2, 18 ff.; 5, 1; 5, 21). Auf Reflexion deuten alle jene so oft wiederholten, eigenartigen Ausdrücke bei Johannes „Licht, Wahrheit, Leben, Tod" usw., wie sie in den Briefen wiederkehren, die mit wunderbarem Doppelsinn so recht die Tiefe zugleich der Aussprüche Jesu wie des Jüngergemütes beleuchten. Reflexion enthält die Form der längeren Reden, sowie des Dialoges bei Johannes.

Indem wir den eben angedeuteten Unterschied des vierten Evangeliums von denen der Synoptiker im Auge behalten, wollen wir Person und Werk Christi nach dem Bilde jenes wie dieser einer Prüfung unterziehen.

Wir beginnen mit dem äußeren Lebensgange Jesu. Daß bei Johannes die Kindheits- und Jugendgeschichte Jesu nicht erzählt wird, kann schon darum nicht auffallen, weil auch Markus sofort den erwachsenen Jesus nach kurzer Vorbereitung durch Johannes den Täufer in den Vordergrund der Ereignisse stellt. Ausdrücklich motiviert aber ist es eben dadurch, daß, wie wir sahen, Johannes die Linie von oben nach unten zieht, mit dem Logos, der im Anfang bei Gott war, ja der Gott war, beginnt. Doch über den ewigen Urgrund der Persönlichkeit des Heilandes wird noch weiter unten zu reden sein. Was den äußeren Lebensgang Jesu betrifft, so bemerken wir hier bei Johannes im Unterschiede von den Synoptikern eine genauere Chronologie. Während die Synoptiker nur ein Passahfest erwähnen, das letzte nämlich, zu dem Jesus gereist sei, finden sich bei Johannes mindestens drei Passahfeste: Kap. 2, 13; 6, 4; 12; vielleicht noch ein viertes: Kap. 5, 1. In letzterem Falle würde die gesamte Wirksamkeit des Erlösers auf Erden drei volle Jahre umfaßt haben, wie auch die alte Überlieferung, vorzüglich die der Kirchenväter, annahm. Übrigens ist aus jener Erwähnung nur eines Passahfestes noch nicht zu schließen, daß die Synoptiker nun auch nur ein Lehrjahr Jesu angenommen hätten: die verschiedensten Gründe widersprechen dem. Wie im einzelnen die Ereignisse des äußeren Lebensganges Jesu in dem Rahmen dieser drei Jahre unterzubringen und etwaige scheinbare Differenzen der vier Evangelisten untereinander auszugleichen sind, ist Sache der Harmonistik, wie sie seit Bengel erfolgreich und für jeden Einsichtsvollen

---

[1]) Handbuch der theologischen Wissenschaften von Zöckler. 1883. I. S. 624.

mindestens verständlich, wenn auch nicht widerspruchslos betrieben wurde. Jedenfalls lehrt eine Betrachtung des Inhalts des äußeren Lebensganges bei den Synoptikern einerseits, wie bei dem vierten Evangelisten andererseits, daß hier wie dort ein Rabbi, aus Nazareth stammend, Jünger auserwählt, die er zu Vertrauten seines Umgangs und seiner Lehre macht, Wunder aller Art, selbst Totenerweckungen vollziehend, Heilungen ausübend, die frohe Botschaft vom Heil predigend allem Volk, das jüdische Land durchzieht. Sie zeigt weiter einen Mann, der dann, obwohl freudig zuerst begrüßt, weil er Ernst macht mit seinen Forderungen, ja selbst Hand anlegt an die Reinigung des Tempels, weil er sich mit immer wachsender Deutlichkeit für den Messias ausgibt, verfolgt und gelästert wird, manchen Gefahren entgeht, bis er endlich, scheinbar ein Opfer der Feindschaft der obersten geistlichen Behörde und der Volkswut, in Wahrheit freiwillig ein Opfer zur Versöhnung der sündigen Menschen, den Kreuzestod stirbt, am dritten Tage wunderbar wahrhaftig erstanden ist aus dem Grabe, eine Zeitlang mit seinen Jüngern noch zubringt, sie belehrend, bis er ebenfalls auf wunderbare Weise ihrem irdischen Beisammensein entnommen wird.

Wenn nun auch anscheinend „die Synoptiker sich in der Auswahl ihrer Berichte von dem Gesichtspunkte bestimmen ließen, die außerhalb Judäas verrichteten Taten zu referieren, die früheren Ereignisse in Judäa zu übergehen und erst mit der Leidensgeschichte den dasigen Schauplatz zu eröffnen“ (Meyer a. a. O. zu Joh. XI S. 16), so ist im übrigen zweifellos der äußere Lebensgang Jesu hier wie dort übereinstimmend geschildert. Eine Differenz des Christusbildes ist auf keine Weise festzustellen. Desgleichen nicht, wenn wir den Verkehr und Umgang Jesu betrachten. Die Zwölfzahl der Jünger steht auch bei Johannes fest (Kap. 20, 24); wenn bei ihm Nathanael unter ihnen genannt wird, der anderswo nicht vorkommt, so wird andererseits der bei den Synoptikern vorkommende Bartholomäus wieder bei Johannes nicht erwähnt. Der Ausgleich, daß beide ein und dieselbe Person, nur mit verschiedenen Namen bezeichnet sind, liegt nahe. Die Charakterschilderung des Thomas findet sich bei Johannes allein (Kap. 11, 16; 14, 5; 20, 24): sie kann unmöglich etwas Bedenkliches haben, zumal z. B. Petrus hier wie dort genau dieselben Eigenschaften aufweist. Jedenfalls trägt sie für die Auffassung Christi nichts aus. Hier wie dort hat es der Herr mit Pharisäern und Schriftgelehrten zu tun; einerlei ist ihre Gesinnung und ihr Verhalten gegen ihn. Daß er mit einzelnen Pharisäern (Simon, Luk. 7) und Ratsherrn (Nikodemus, Joh. 3; Joseph von Arimathia, Joh. 19, 38; Luk. 23, 50) intimeren Verkehr unterhält, ändert an der Stellung Jesu zu den Oberen seines Volkes im allgemeinen nichts. Und wenn doch wieder gerade Johannes mehr feindselige Maßregeln der Pharisäer gegen Jesum (Kap. 7, 13; 9, 22; 12, 42) berichtet als die Synoptiker, so erklärt sich das leicht daraus, daß er eben die Wirksamkeit Jesu in Judäa vorzugsweise ins Auge faßt.

Man hat Johannes öfter nebelhafter Unklarheit geziehen, weil er die Gegner des Herrn bei seinen Disputationen so oft nur allgemein als „die Juden“ bezeichne. Ja, wie sollte er sie dann bezeichnen? Wenn Pharisäer seine Gegner waren (Kap. 9), so sind sie auch als solche genannt; wenn aber sie und das Volk ihm

gegenüberstanden, war dann nicht die Benennung „die Juden“ (genauer „Judäer“), Nationalität im engeren Sinne und Religion zugleich umfassend, durchaus geeignet?

Wernle[1]) hat an Johannes auszusetzen, daß bei ihm die Zöllner und Sünder überhaupt verschwunden sind. Er vergißt die einfache Tatsache dabei, daß bei Johannes Jesus eben doch hauptsächlich als in Jerusalem sich aufhaltend gedacht und dargestellt wird, während er bei den Synoptikern meist in Galiläa und schließlich auf dem Wege nach Jerusalem erscheint. In Jerusalem war das Milieu eben ein anderes: hier hatte Jesus vor allem mit Pharisäern und „Juden“ zu tun, jedenfalls mehr als mit „Zöllnern und Sündern“. — Eine falsche Deutung des Begriffs „Juden“ läßt sich meines Erachtens auch Wernle zu schulden kommen, wenn er (a. a. O. S. 22) weiter schreibt: „Während es um die Juden so trostlos bestellt ist, wirkt um so tröstlicher die hoffnungsvolle Erzählung von den Griechen, die sich am Fest herzudrängen, um Jesus zu sehen (Joh. 12, 20). Die Juden schließlich dem Teufel, die Griechen für Jesus und für Gott! — so dürfen wir ohne falsche Eintragung den Schriftsteller verstehen, der schon im Prolog uns den Blick zu dem in der großen Welt wirkenden Logos erheben heißt (Joh. 1, 9 ff.). Damit aber haben wir vollends den Gesichtskreis des synoptischen Jesus verlassen.“ O nein: denn es ist eben doch eine falsche Eintragung, unter den „Judäern“ schlechthin „Juden“ in unserem Sinn = Israeliten zu verstehen, während andererseits von heidnischen Griechen hier jedenfalls nicht die Rede ist, sondern von jüdischen. Der Gegensatz Griechen und Juden ist mithin hier haltlos und wie manches andere bei Wernle eine tendenziöse Aufmachung.

Wir kommen zur Persönlichkeit Jesu im eigentlichen Sinne. Der Herr bezeichnet sich vorzugsweise bei den Synoptikern als Menschensohn; die Bezeichnung „Gottes Sohn“ legt er sich selber zunächst direkt und öffentlich für gewöhnlich nicht bei. Was Matth. 11, 25 berichtet wird, sagt er nicht öffentlich, sondern „antwortend“ dem Vater, also anscheinend zunächst im Gebete, wenn auch nachher V. 28 eine Einladung an weite Kreise der Menschen darstellt. Nur allmählich und zögernd, aber doch mit Absicht bringt er selber die Jünger in der Gegend der Stadt Cäsarea Philippi zu einem Urteile über des Menschen Sohn. Bezeichnend aber ist es, daß er, nachdem Petrus ihn richtig als Christus, des lebendigen Gottes Sohn, erkannt, dann doch den Jüngern verbot, „daß sie niemand sagen sollten, daß er Jesus, der Christ, wäre“ (Matth. 16, 20). Ebenso verbietet er, seine Verklärung, bei der er von oben her ausdrücklich als Gottes Sohn bezeugt wird, eher kund zu geben, als er von den Toten auferstanden sei (Matth. 17, 9).

Wohl aber bezeichnet er auch öffentlich in Gleichnissen sich als den Sohn Gottes (Matth. 13, 41; 21, 33 ff.; Luk. 20, 9 ff.; Mark. 12, 1 ff.) oder auch als König, von Gott bestellt, um Gericht zu halten über alle Völker (Matth. 25, 31 ff.). Jesus bedient sich der Bezeichnung „Menschensohn“ ebenso, wo er seine Erniedrigung, als auch, wo er seine zukünftige Hoheitsstellung andeuten will.

---

[1]) Die Quellen des Lebens Jesu, in Bd. I der „Religion des Neuen Testaments“, Halle, Gebauer-Schwetschke, 1905. S. 21.

Erst als ihn der Hohepriester feierlich beschwört, bekennt er sich öffentlich als den Messias (Matth. 26). Und doch macht auch der synoptische Christus stets einen Unterschied zwischen seiner Sohnesstellung und derjenigen anderer: nie schließt er sich mit in die Bezeichnung „unser", bezw. „euer Vater" ein, sondern gebraucht stets die Wendung „mein Vater"; weiß sich offenbar also in einem besonderen Sohnesverhältnis, wobei dahingestellt bleiben mag, ob er auch auf diese Weise ein mittelbares Zeugnis für seine ewige Persönlichkeit abzulegen bestrebt war.

Anders steht es bei Johannes. Die Benennung „Menschensohn" fehlt auch hier nicht (Kap. 1, 51; 3, 13; 14, 1; 6, 53. 62 u. a. m.). Auch hier wird sie angewendet, sei es um Erniedrigung Jesu (Kap. 3, 14; 8, 28; 12, 32), sei es um Erhöhung (Kap. 1, 51; 3, 13; 6, 53. 62) anzudeuten. Aber mit augenscheinlicher Absichtlichkeit wechselt die Bezeichnung „Gottes Sohn" mit „Menschen Sohn" ab. Eben hat der neugeworbene Jünger Nathanael Jesum als Gottes Sohn erkannt und bekannt, da gebraucht dieser, ohne weiter wie bei Matth. 16 sich auf ein Verbot der Ausbreitung einzulassen, sofort von sich, gleichsam als bescheidene Zurückweisung, die Benennung „des Menschen Sohn". Ganz ähnlich findet sich dieser Wechsel im Gespräch mit Nikodemus (vergl. Kap. 3, 13. 14 mit Kap. 3, 16—18; ebenso Kap. 6, 38 und Kap. 6, 53). Selbst eine theoretische Auseinandersetzung, in welcher Christus sogar die Bezeichnung „Gottes Sohn", die er sich beilegt, auf Grund der Psalmen rechtfertigt, wird uns Kap. 10, 31 ff. berichtet. — In dieser Beziehung ist zu beachten, daß das Subjekt, von welchem das Prädikat „Sohn Gottes" gilt, immer und überall der M e n s c h Jesus ist. „Der Jesus des vierten Evangeliums stellt sich so ernstlich wie möglich als Mensch dem gegenüber, den er *ὁ θεός*, Gott schlechthin (Kap. 3, 16 ff.), den *μόνος ἀληθινὸς θεός* Kap. 17, 3, den er auch noch nach seiner Auferstehung „meinen Gott" nennt (Kap. 20, 17); den er ehret (Kap. 8, 49), zu dem er betend seine Augen himmelwärts erhebt (Kap. 17, 1). Der johanneische Christus dankt (Kap. 6, 11) und bittet wirklich; und es ist ein volles Mißverständnis, wenn man wegen seiner bekannten Worte am Grabe des Lazarus (Kap. 11, 42) erklärt, er stelle sich gleichsam nur betend um des Volkes willen[1]). „Als Mensch stellt sich auch der Sohn Gott gegenüber dar in seinem „Haben" (ebenda S. 987). Überall, wo Jesus auf das zu sprechen kommt, was ihm zu eigen gehört, auf seine Wunderwerke, seine Macht, auf die Seinen: überall erkennt er demütig und dankbar, daß ihm alles von oben her gegeben sei (Kap. 5, 20. 26. 36; 7, 16; 14, 24; 6, 37. 39; 10, 29; 17, 7. 12). Dieselbe Gesinnung beherrscht aber auch all sein W i r k e n. „Immer wieder spricht er es aus, daß der Vater, der ihn sandte, ihm ein Gebot, eine *ἐντολή*, ja *ἐντολαί*, Gebote, gegeben habe, die der Ausdruck seines göttlichen Willens seien (Kap. 8, 55; 10, 18; 12, 49; 14, 31; 15, 10). Diese erfüllt er, aber nicht einfach so, daß naturhafterweise sein Wille mit dem Gottes zusammenfiele, sondern so, daß er aus Liebe zum Vater fortgehend den eigenen Willen verneint" (ebenda S. 988). So müssen „auch diejenigen, welche in dem Christus des Johannes nur ein schlecht verhülltes Gottwesen sehen, zugestehen, daß die Einheit des Sohnes

---

[1]) Prof. Kunze „Der Christus des vierten Evangeliums" in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 1901, Nr. 42, S. 986—987.

mit Gott in allen diesen Beziehungen sittlich gefaßt sei" (ebenda S. 988): eine Anschauung, die vollkommen dem Menschen Jesus entspricht und sich mit derjenigen der Synoptiker deckt.

Auch darin gleicht der synoptische Jesus dem johanneischen, daß er, je näher die Zeit seines Abscheidens herankommt, desto mehr die Hülle menschlicher Niedrigkeit fallen läßt und sich deutlicher als Gottes Sohn zeigt. Gegen das Bekenntnis Marthas (Joh. 11, 27) legt er keinerlei Widerspruch mehr ein, wie er wenigstens formell ihn noch gegenüber dem Nathanael (Kap. 1, 51) erhoben hatte.

Es ist hier nicht der Ort, über die Bedeutung des „Logos" im Prolog des Johannes-Evangeliums Untersuchungen anzustellen. Zu bemerken ist aber, daß nach dem oben angedeuteten Zweck des vierten Evangeliums es von vornherein als unwahrscheinlich angenommen werden muß, daß der Verfasser irgendwelche theologische oder gar philosophische Lehre mit dem Logosbegriff verbinden oder vortragen wollte. Sei es, daß diese Logoslehre nun in Anlehnung an Philo oder an das Alte Testament zustande gekommen sein soll: wir wären auf jeden Fall genötigt, zu ihrem Verständnis ein Maß von philosophischer Bildung oder eine nähere Bekanntschaft mit einzelnen Schriften des Alten Testaments bei den Lesern des Evangeliums anzunehmen, wie wir es bei ihnen nach den sonstigen Andeutungen bei Johannes nicht erwarten dürfen. Richtig sagt Grau: „Angenommen der Verfasser — was bei einem Apostel schon befremdlich genug wäre — hätte ein derartiges Theologumenon durch seine Schrift in die Christenheit einführen wollen, so war der allein vernünftige Weg, vom Bekannten auszugehen und zum Unbekannten überzuleiten; mit Jesu, der bekannten geschichtlichen Person zu beginnen und von ihr nachzuweisen, daß sie mit dem vom Verfasser verkündigten „Logos" identisch sei. Statt dessen würde der Verfasser mit jenem Rätsel anfangen und es wieder verschwinden lassen, ehe zur Klarheit gekommen, was es mit der geschichtlichen Person, von welcher das ganze Evangelium handelt, zu tun habe. Denn es wird doch niemand behaupten wollen, daß die Worte „das Wort ward Fleisch", welche — unter Voraussetzung des philosophischen, gnostischen oder auch atl. theologischen Begriffs von „Logos" — das befremdlichste, rätselhafteste und neueste der ganzen Schrift aufstellen und enthalten, in sich selbst auch die Lösung des Rätsels geben. Der Verfasser denkt aber im übrigen gar nicht mehr an irgend eine Lösung desselben. Aus dem einfachen Grunde, weil für ihn ein solches überhaupt nicht vorliegt" (a. a. O. S. 619). — Er selbst ist für seine Person der Meinung, daß das „Wort" bei Johannes durchaus nichts besonderes ist, vielmehr mit dem paulinischen „Wort vom Kreuz", mit dem „Evangelium, welches eine Kraft Gottes" ist, übereinstimmt. „Es ist ein nicht der Sache, höchstens der Form nach neuer oder gar kühner Schritt, vom „Worte" das auszusagen, was die ersten Verse des Evangeliums enthalten" (ebenda S. 619).

Wir schließen uns dem an. Es wollte Johannes unseres Erachtens nichts vor den andern Evangelisten voraus haben, als er den Prolog schrieb, nur daß ihm, dem mehr reflektierenden Schriftsteller, es vor allem daran liegen mußte, die Wurzel der übermenschlichen Persönlichkeit Jesu so tief als möglich zu verfolgen, hineinzudringen in die „Tiefen der Gottheit".

Der Logos-Begriff ist von den Modernen vielfach zum Angelpunkt gemacht, um den sich die ganze johanneische Frage nicht nur: nein, der ganze Bestand womöglich des Christentums drehen soll. Die Baur'sche Schule baut auf ihrer Erklärung des Logos-Begriffs als einer dem Evangelium als solchem fremden Lehrform, als einer Schöpfung hellenistisch-jüdischer Bildung, welche in der Logosidee den christlichen Gedankengehalt beherrschen soll," kühn ihre Theorie von der — man kann nicht anders sagen — Fälschung des vierten Evangeliums auf: einer Fälschung, die, wenn auch noch so gut gemeint, doch einen frommen Betrug darstellt. Einer der Anhänger dieser Schule, Max Wolff,[1]) sagt: „Es steht uns fest, solch ein Logos hat nicht unter den Juden gewandelt, er hat nicht in der Wirklichkeit, er hat nur in der Einbildung eines Schriftstellers oder einer Gemeinde gelebt." Ähnlich äußert sich Wernle: „Was Jesus selber in seiner Schrift redet, das ist im Grund ein volles, jubelndes Bekenntnis von dem, was Jesus diesem Jünger geworden ist. Ihm selber ist er zunächst und vor allem der Weg, die Wahrheit und das Leben, das Lamm Gottes, das seine Sünden trägt, das Wasser des Lebens und Brot des Lebens, der gute Hirt und der Weinstock, das Licht der Welt, die Auferstehung und das Leben gewesen, und weil er ihm das war, darum ist es ihm selbstverständlich, daß Jesus all das von sich ausgesagt hat" (a. a. O. S. 29). Es kommt alles darauf hinaus: es hat der vierte Evangelist den in ihm lebenden idealen Christus zu einem geschichtlichen umgestaltet. Der Logos, den er schildert, ist die fleischgewordene Idee, aber nicht wie sie aus Gott, sondern wie sie aus dem Schoße der christlichen Kirche, nicht primär, sondern sekundär hervorgegangen. Der geschichtliche Christus ist eben etwas anderes, als der ideale.

Folgerichtig ist es dann, wie schon Lessing getan, von einem Christentum Christi zu reden und Christus aus den Evangelien hinauszuweisen, wie Harnack es tut. Es heißt dann „im Anfang war die Idee", und schließlich ist es nichts als Entwicklung menschlicher Kräfte, der wahren Humanität, die den Menschen erlösen soll. Die alte Geschichte von Münchhausen, der sich an seinem eignen Schopfe aus dem Sumpfe zieht. —

Dem oben genannten Standort der Zeichnung entsprechen die Aussagen Jesu bei Johannes von sich selbst. Er weiß sich als den, der vom Himmel gekommen: Kap. 6, 38. 41. 51. 58; den präexistenten: Kap, 8, 58; 17, 5. 24; er weiß, daß er mit dem Vater eins ist: Kap. 10, 30; 14, 7. 9. 11. Er bezeichnet sich im Unterschiede von allen andern Menschen als „des Menschen Sohn, der im Himmel ist": Kap. 3, 13, ständige Gemeinschaft mit Gott unterhält, wie er anderseits für sich allein in Anspruch nimmt, wieder aufzufahren gen Himmel (Kap. 6, 62), von dannen er gekommen. Er weiß, daß ihm Macht gegeben ist über alles Fleisch: Kap. 3, 35; 17, 2, wie auch, daß insbesondere sein Vater ihm Menschen aus der Welt anvertraut hat, — seine Jünger — (Kap. 17, 6. 9; 6, 37, 44), denen er seine Worte geben sollte.

Es sind, was die Persönlichkeit Jesu angeht, diese Aussagen vornehmlich, welche dem vierten Evangelium den Charakter des „geistlichen" Evangeliums aufprägen. Aber es wäre irrtümlich, zu meinen, daß sie nur hier vorkämen.

---

[1]) Das Evangelium Johannes, v. Max Wolff. Hamburg, Otto Meißner. 1870. 39 S.

Wenn Jesus Joh. 17, 2 spricht, daß der Vater ihm Macht gegeben habe über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die Gott ihm gegeben habe, so erinnert das auffallend an Matth. 11, 27: „alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater," wie Matth. 28, 18: „mir ist gegeben alle Gewalt ..... Erden." Wenn Lukas den Stammbaum Jesu zurückführt auf Adam und ihn beschließt „der war Gottes", so ist damit mindestens ein Anklang an die Präexistenz gegeben. Wie aus vielen synoptischen Gleichnissen eine Sonderstellung der Persönlichkeit Jesu hervorleuchtet, bedarf keines Beweises; erwähnt sei nur, wie in dieser Hinsicht z. B. Matth. 22, 2 mit Joh. 3, 29 zusammenstimmt. Wenn dem Herrn Joh. 2, 24. 25; 6, 64; 13, 11; 12, 25; 9, 3 u. a. übernatürliches Wissen zugeschrieben wird, so hat das z. B. an Matth. 9, 2. 4. 22 und andern Stellen mehr Parallelen genug.

Nicht unwichtig ist auch eine vergleichende Betrachtung der Stellung Jesu zu seinen Volksgenossen. Selbst Wolff (a. a. O. S. 28, 29) muß Folgendes zugeben: „Der Messias, das Reich Gottes sind jüdische volkstümliche Vorstellungen, und so greift der synoptische Jesus überhaupt mit allen seinen religiösen Lehren und Gedanken stets in den religiösen Schatz seines Volkes hinein. Was er Neues bringt, knüpft er doch an an hergebrachte Begriffe, und wenn diese Anknüpfung auch in der Bekämpfung derselben bestände. In der Bergpredigt stellt er den Geboten der Alten in scharfen Gegensätzen seine eigenen zur Seite. Opfer und Sabbathordnung, Speisegesetze und Fastengebote, Waschungen und das gesamte Zeremoniell, Schwur und Ehescheidung bieten ihm die Gegenstände seiner Vorschriften, und für die Form derselben bedient er sich der herkömmlichen und behaltlichen gnomischen Art, der sich die besprochenen Parabeln zugesellen. Überall schlägt das Leben in und mit seinem Volke fühlbar durch. Dieselben Fragen, die schon lange aufgeworfen waren, nach dem Reiche Gottes, nach der Gerechtigkeit, nach der Zukunft des Volkes, bewegen ihn, die verschiedenen Parteien, die jede auf ihrem Wege das Heil suchen, beschäftigen ihn, „das Volk jammert sein" (!) und er sucht ihm mit seiner tröstlichen Lehre so verständlich und so nahe ans Herz zu reden wie möglich — erst nach den Stämmen Israels sieht er auch zu den Heiden hinaus, die zur Tafel Abrahams herzukommen sollen.

Dagegen der Johannes-Jesus! Natürlich, er ist Jude, es wird auch seiner irdischen Herkunft von Joseph und Maria gedacht (Kap. 6, 42; vergl. 7, 41 ff.), wenn gleich unbestimmt bleibt, in welchem Verhältnis dieselbe zur himmlischen Abkunft stehe. Das jüdische Volk ist das auserwählte, aus dem das Heil kommt (Kap. 4, 22), der Logos kommt zu ihm „in sein Eigentum", „zu den Seinen" (Kap. 1, 11); hier war der Boden bereitet für seine Sendung, Moses und die Propheten hatten von ihm geweissagt, er kann sich auf das geschriebene Wort Gottes berufen als Zeugnis für sich, und ruft Moses als Ankläger auf, wenn sie seinen Worten nicht Glaubeu schenkten (Kap. 5, 45 f.). In den Hauptmomenten seines Lebens und Leidens erfüllt sich die Weissagung des Alten Testamentes, bei der Tempelreinigung (Kap. 2, 17) der Psalmvers: „der Eifer um dein Haus hat mich gefressen" (Ps. 69, 10); beim Einzug in Jerusalem (Kap. 12, 15): „fürchte dich nicht, du Tochter Zions, siehe, dein König kommt reitend auf einem Eselsfüllen" (Jes. 62, 11; Sach. 9, 9); beim Judasverrat (Kap. 13, 18): „wer mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen" (Ps. 41, 10); bei

der Verlosung des ungenähten Rockes (Kap. 19, 24): „sie haben meine Kleider unter sich geteilet und haben über meinen Rock das Los geworfen“ (Ps. 22, 19), und beim Durst am Kreuz (Ps. 69, 22).

Auch den verstockten Unglauben der Juden versäumt der Evangelist nicht durch eine Prophetenstelle zu belegen (Kap. 12, 38 ff.; vergl. Jes. 53 und 6) und Jesus selbst den Haß, den er erfährt, auf das Wort zurückführen zu lassen: „sie hassen mich ohne Ursach“ (Kap. 15, 25; vergl. Ps. 35, 19; 69, 5). Außerdem bietet das Alte Testament typische Vorbilder für das Neue. Die Schlange, die Moses in der Wüste erhöhte, ist Vorbild des am Kreuz erhöhten Heilbringers (Kap. 3, 14; 8, 28); das Manna, das Moses dem Volke gab, ein Vorbild des wahren Brotes vom Himmel, das Jesus gibt (Kap. 6, 31); das Passahlamm findet in ihm seine letzte Deutung und Bestimmung, wie aus mehrfachen Angaben der Leidensgeschichte hervorgeht, auch wenn des Täufers Wort: „siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt,“ nicht vom Osterlamm, sondern im allgemeinen Sinn nach der Weissagung des Jesaias (Kap. 53) zu deuten sein sollte.“ —

Ist das nicht Material zur Übereinstimmung des synoptischen und des johanneischen Christus genug? Man begreift wirklich nicht, wie trotzdem Wolff nachher das Urteil fällt: „Im allgemeinen ist es nicht die Weise des Johannes-Jesu, sich an die Vorstellungen und Denkgewohnheiten seiner Zuhörer anzuschließen“ (S. 31). A. Scholz.

(Schluß folgt.)



Ihr lernt doch auch singen und Klavier spielen, um andern eine Freude zu machen, warum nicht auch die Kunst des freundlichen Sprechens. Fr. W. Förster.



Christ und Bühne.

Die verehrliche Redaktion will eine Antwort von mir auf die Frage: „Welche Stellung soll der positive Christ zur Bühne einnehmen?“

Die Frage kann nur beantwortet werden, wenn man sie in mehrere zerlegt: Was sagt die christliche Ethik zur Bühne als solcher? Darf man das Urteil der Ethik über die Bühne als solche ohne weiteres auf die moderne Bühne, wie sie tatsächlich ist, übertragen? Und wenn dann die Bühne der Gegenwart im wesentlichen eine Bühne des Verfalls und der Entartung wäre — wie stellt sich der Christ? Darf er sie besuchen, oder soll er fern bleiben?

Meine Antwort kann hier keine andere sein, als ich sie in meiner Flugschrift über das Theater gegeben. Im Prinzip kann, so weit ich sehe, die christliche Ethik gegen dramatische Poesie keine Einwendungen erheben. Poesie und Darstellung gehören zusammen, denn das Dichterwerk zielt auf Darstellung. Darstellung ist aber wiederum eine neue Kunst für sich. Und die Kunst verlangt den Künstler, nicht nur

den Dilettanten. Wollte man dies alles als ethisch unzulässig verbieten, so müßte man doch zu der Behauptung fortschreiten, daß die Gaben und Talente, die in dieser Richtung einzelne Menschen auszeichnen, nicht von Gott, sondern vom Teufel in Geist und Herz gelegt seien. Der Drang zur Dichtung, das Talent der Deklamation müßten als Versuchungen angesehen werden, denen man nicht nachgeben darf, sondern die man zu bekämpfen hat, wie Sinnlichkeit und Selbstsucht.

In Wahrheit geht denn auch keine wissenschaftliche Ethik so weit, dies zu behaupten. Der es behauptet, ist der weltflüchtige Pietismus der Ungebildeten. Aber freilich sieht doch auch der Ethiker, wenn er ernst ist, sich genötigt, die grundsätzlich anerkannte Zulässigkeit der Poesie und Dramatik an Bedingungen zu knüpfen. Einwandfrei ist nur dasjenige Dichtwerk, dessen Darstellung zur Ehre Gottes gereicht, oder doch zum mindesten nichts bietet, was dieser Ehre widerspricht. Das ist nicht so gemeint, daß religiöse Paränese zu fordern wäre, wohl aber, daß dem Wesen der Dramatik entsprechend, die uns menschliches Geschick in seinen Verkettungen von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge, von Schuld und Sühne, von Tugend und Belohnung vorführt, das Walten der Vorsehung nicht falsch, sondern richtig zu Tage tritt. „Richtig" heißt aber, daß eine sittliche Weltordnung dem Beschauer erkennbar wird. Wenn Aristoteles diesem Beschauer eine Katharsis, eine Reinigung, vermitteln, ihn innerlich erschüttert, aber auch sittlich geläutert aus dem Theater entlassen will, so ist das ja im christlichen Sinne nicht das Höchste, aber auch nichts dem Christentum widersprechendes. Ein Stück dieser Art kann wenigstens als Zuchtmeister auf Christum hinwirken.

Es darf auch nicht zur Anklage des Theaters benützt werden, daß Laster und Sünde auf der Bühne zur Darstellung gelangen. Vielmehr kommt alles darauf an, *wie* sie uns gezeigt werden. Mag der Dichter uns im ersten Akt den schlimmsten Frevel vorführen, und im zweiten und dritten den Frevler erfolgreich sein lassen — kein Hörer wird durch das Stück zur Sünde verführt und ethisch geschädigt werden, wenn nur im fünften der Frevler von der gerechten Vergeltung endlich ereilt wird.

Von echter und rechter Dramatik hat also, nehmen wir auch nur den Aristoteles als Norm an, der Christ keine Schädigung seines inneren Lebens zu fürchten, vielleicht sogar eine Förderung zu erwarten.

Die Frage ist nun aber die, ob die moderne deutsche Bühne so, wie sie nun einmal ist und sich entwickelt hat, dem christlichen oder auch nur klassischen Ideal insoweit entspricht, daß man die ethische Stellung, die man der Bühne „als solcher" gegenüber einnimmt, ohne weiteres auch zur modernen Bühne einnehmen kann.

Diese Frage muß denn freilich sehr entschieden verneint werden. Es handelt sich nicht darum, daß der modernen Bühne einzelne Unvollkommenheiten anhaften, wie sie mit jeder menschlichen Sache verbunden sind, sondern es muß zugegeben werden, daß der weitaus größte Teil des deutschen Bühnenwesens sich in einem solchen Zustande der Fäulnis und Verkommenheit befindet, daß jede Berührung damit eine sittliche Ansteckungsgefahr bedeutet. Gewiß sind drei Viertel aller Darbietungen, wenigstens in dem tonangebenden Berlin, von einer Qualität, daß sie christliche Denkweise und Sitte nicht bauen helfen, sondern zerstören. Die geschlecht-

lichen Probleme beherrschen das Feld absolut und werden stets in unsittlichem Geist behandelt. Im Winter 1904 auf 1905 hatte ich für eine Berliner Zeitung den Besuch der Premieren und die Besprechung der neuen Stücke übernommen. Unter den 20—30 neuen Stücken dieses Jahres war nicht ein einziges mehr, in dem es sich um reine bräutliche Liebe des Helden bezw. der Heldin gehandelt hätte. Alle ohne Ausnahme setzten mit der schon geschlossenen Ehe ein und behandelten dann Ehebruchsfolgen und Ehebruchsfragen. Die Ehe ist nicht mehr als solche das Ziel der Liebenden — das ist entfernt nicht mehr pikant genug. Die dramatische Verwicklung beginnt erst mit dem betrügerischen „Verhältnis". Die Zeit, wo die Stücke darauf hinausliefen, daß die Liebenden „sich kriegten", ist vorüber. Heute handelt sich's nur noch darum, wie die, die sich gekriegt haben, sich betrügen und auseinanderlaufen. Von den Tugenden, die auf dem Geschlechtsgebiet liegen, von Keuschheit, Reinheit, Treue, Entsagung, Energie, die alle Hindernisse überwindet, usw. ist nicht mehr die Rede, oder doch höchstens im Sinne der Tendenz, sie lächerlich zu machen. Und zwar ist dies das Bild der großen „besseren" Bühnen. Es fehlt aber auch nicht an solchen, die direkt im Dienst des Lasters stehen, ja man kann zweifelhaft sein, ob sie nicht die Mehrheit bilden. Vor nicht langer Zeit schrieb mir ein Mann, der 13 Jahre lang Schauspieler war, und zwar ein anerkannter und tüchtiger Schauspieler, der dann der Bühne den Rücken gekehrt, mit eiserner Energie das Abiturienten-Examen nachgeholt hat und nun evangelische Theologie studiert, das Folgende: „Das Theater wird immer mehr zu einem Zerrbilde dessen, was es ursprünglich war und was es sein sollte. Es ist kaum noch ein Kulturfaktor, sondern trägt zu seinem Teile erheblich bei, den Volksgeist zu vergiften. — Ich glaube daran, daß von der Schaubühne eminente geistige und seelische Wirkungen ausgehen. Aber verschwindend gering sind gegenwärtig die guten, erschreckend groß die verderblichen."

Was ist denn nun aber angesichts dieses grauenhaften Zustandes zu tun? Darf ein moderner Christ das moderne Schauspielhaus betreten?

Eine allgemeine, für alle gültige Antwort läßt sich auf diese Frage natürlich nicht geben. Selbstverständlich scheint mir, daß direkte Schmutzbühnen, wie etwa „Metropol" und „Residenz" in Berlin, boykottiert werden; daß man selbst nicht hingeht, aber auch Zeugnis dagegen ablegt und andere warnt. Schwieriger ist es, sich mit den „besseren" Bühnen abzufinden, die nicht direkt unsittliche Absicht haben, aber wahllos alles geben, was interessant scheint, ganz egal, ob es sittlich oder unsittlich ist. Auch hier wird der Rat zu geben sein: Lieber zu viel Zurückhaltung, als zu viel Entgegenkommen! Kommt einmal ein Stück, das als einwandfreies Bildungsmittel angesehen werden kann, so mögen christliche Eltern, die heranwachsende Kinder in reiferer Jugend haben — in diesem Alter ist meist die Theaterfrage am aktuellsten — nicht ihre Kinder allein ins Theater schicken, sondern mit ihnen hingehen und sie zu selbständigem nicht nur literarischem, sondern auch sittlichem Urteil anleiten. Junge Leute aber, die schon selbständig sind, müssen es schließlich selber wissen, ob sie Förderung oder Hinderung ihres Glaubenslebens von der Bühne mit hinwegnehmen, und danach ihre Entschlüsse einrichten. Gereifte Männer sollten aber tun, was sie können, daß es besser werde. Denn wir Christen dürfen kein Gebiet des geistigen

Volkslebens, vorab nicht das wichtige Gebiet der Bühne, als eine unwiederbringlich dem Teufel verfallene Domäne ansehen. Vielmehr soll auch dieses Gebiet für Gott erobert werden. Natürlich ist die Einwirkung auf dramatische Poesie und Darstellung etwas außerordentlich Schwieriges, aber doch an manchen Stellen ist der Hebel anzusetzen. Einerseits mag man Vereine, die Besserung schaffen wollen, positiv unterstützen. Gerade im letzten Winter hatte der Verein für evangelische Volksschauspiele durch oft wiederholte Vorführung des Märtyrer-Dramas „Die Christen" einen schönen Erfolg zu verzeichnen. Andererseits sollte jeder Leser einer christlichen Tageszeitung die Redaktion dazu anhalten, daß ihre Theaterkritiker nicht nur dramaturgisch hin- und herreden, sondern in erster Linie auch sittliche Maßstäbe anlegen, und das nicht nur mit jener liebenswürdigen Milde, die immer an das Freibillett denkt, sondern mit dem Ernst und der Strenge des Richters, der einer unerbittlichen Pflicht gerecht wird. Wie in aller Welt könnten denn die Bühnenleiter, die nur an den Erwerb denken und auf die Schwachheit der Menschen spekulieren, jemals zu besserer Praxis erzogen und bewogen werden, wenn nicht einmal große konservative und christliche Zeitungen einen klaren Posaunenton erschallen lassen? Alles in allem: es gilt vollen sittlichen Ernst und entschiedene Abwehr des Schändlichen. Nicht Weltflucht, wohl aber Weltüberwindung, oder noch besser Weltverwandlung! Hat es eine Zeit gegeben, und sie liegt noch nicht hundert Jahre hinter uns, wo der Geist der deutschen Jugend einen unnationalen und unsittlichen Theaterdichter nicht ertragen zu dürfen glaubte, — warum kann dieser Geist nicht wiederkehren? Freilich — nicht Meuchelmörder, wie Sand, brauchen wir, wohl aber Missionare aus der deutschen Jugend, die auch auf dem Gebiet der Bühnenkunst das Banner Christi zum Siege führen!

Dietrich von Oertzen.

Im Christentum liegt ein Mark und Bein erschütternder Ernst. An dem Wort: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern" darf man nicht rütteln und deuteln; es behält seine Gültigkeit für jeden einzelnen wie für die Gesamtheit. Chr. Muff.

Der Weg zu Gott und die Menschheitsgeschichte.[1]

Sehr geehrter Herr!

Ihre Gesinnungsgenossen schreiben mir oft genug, allein gewöhnlich in einem derartigen Ton, daß meine Ehre mir nicht gestattet, ihnen darauf zu antworten, ich besitze solcher Ergüsse schon eine recht hübsche Blütenlese. Um so lieber antworte ich

[1]) Obiger Brief ist die Antwort auf ein Schreiben, in dem die Unmöglichkeit, an Gott zu glauben, aus den Ergebnissen der Menschheitsgeschichte gefolgert wurde. Näheres siehe in meiner Schrift: Ist Gott tot? Stuttgart, M. Kielmann, 1908.

nun aber auf einen so ruhigen und sachlichen Brief, wie es der Ihrige ist; so lange Sachlichkeit vorhanden ist, so lange kann man auch noch an eine gegenseitige Verständigung glauben, allein wenn erst einmal der Ton Haeckels angeschlagen wird — und leider sind nur zu viele seiner blinden Anhänger auch darin seine gelehrigen Schüler — so ist die Hoffnung auf Verständigung hin. Achtung gegenteiliger Ansichten und ihre ruhige Prüfung kann allein zum Ziele führen. Bei Haeckel fehlt dies durchaus, daher kann man mit ihm selbst gar nicht mehr verhandeln. Aus Ihrem Briefe aber scheint mir das Streben nach Wahrheit und das Bemühen, andere zu verstehen, hervorzugehen, und daher also antworte ich Ihnen gern.

Zunächst erlauben Sie einen Einwand gegen Ihre Methode, eine Antwort auf die Frage: „Gibt es einen Gott?" zu gewinnen. Sie glauben sich dabei in erster Linie an die Geschichtswissenschaft wenden zu dürfen und erwarten von ihr eine bestimmte Antwort. Darin schon kann ich Ihnen nicht beistimmen. Um meinen Standpunkt zu verstehen, bitte ich Sie, einmal einen Augenblick zuzugeben, daß es einen Gott gibt, welcher ein freies, allmächtiges Geisteswesen ist, wie ihn das Christentum auffaßt, während Haeckel letzterem in seiner Leichtfertigkeit ein „gasförmiges Wirbeltier" als Gott zuschreibt. Nun fragen Sie sich von diesem Standpunkt aus einmal selbst, auf welche Weise ein Mensch von einem solchen Gottes geist Kenntnis erlangen könnte. Doch nur dadurch, daß er wirkt. Diese Wirkungen nun werden sich einmal auf jenen Menschen selbst erstrecken, andererseits aber auf Wesen außer ihm. Welche Wirkungen werden nun die überzeugenderen sein? Doch ganz gewiß diejenigen auf den Menschen selbst. Daher ist und bleibt die Gotteserfahrung, welche der einzelne Mensch an sich selbst macht, stets der beste Beweis für Gottes Dasein. Gewiß, er ist ein subjektiver; aber darin liegt ja gerade seine ungeheure Stärke. Daß es wirklich einen Gott gibt, das kann doch in der Tat nur jeder für sich selbst erfahren und niemand für einen andern. Wenn Sie mir dieses zunächst zugeben — und ich wüßte nicht, was man dagegen einwenden könnte —, so folgt mit Sicherheit daraus, daß die Beobachtungen der Wirkungen Gottes außerhalb unseres Geistes auch nur sekundären Wert haben können. Sie haben ganz gewiß ihren Wert, allein sie können nicht ausschlaggebend sein. Die beiden Seiten der Erfahrung Gottes, einmal an dem fragenden Menschen selbst und andererseits an Wesen außer ihm, müssen nun offenbar in folgendem Verhältnis zu einander stehen (ich will jene der Kürze halber einmal als Innenerfahrung und als Außenerfahrung kennzeichnen): Die Außenerfahrung darf der Innenerfahrung nicht unlösbar widersprechen, sonst ist der Wert der letzteren ein sehr fragwürdiger. **Ich denke, auch dem werden Sie zustimmen.**

Ehe ich nun aber darauf näher eingehe, muß ich von vornherein einem Einwand begegnen, der Ihnen sicherlich schon jetzt auf der Zunge schwebt: „Die sog. Innenerfahrung ist eine Einbildung; denn ich habe sie noch nie gemacht." — Meiner Ansicht nach liegt hier in der Tat einer der tiefsten Gründe vor, weshalb man sich hüben und drüben nicht verständigen kann, und doch sollte letzteres nicht so gar schwer sein. Um es zu erreichen, muß ich Sie nochmals bitten, sich einen Augenblick auf einen Standpunkt zu stellen, welchen Sie an sich wahrscheinlich nicht ver-

treten, allein der Versuch, dies zu tun, bietet die einzige Möglichkeit, den andern zu verstehen. Wir Christen sind fest überzeugt von der Eigenart und Selbständigkeit unseres Geistes. Wenn dies nun richtig ist und wenn Gott ein Geist ist, dann werden Sie auch zugeben, daß eine Einwirkung Gottes auf den Geist des Menschen möglich sein muß; denn daß schon Menschengeist auf Menschengeist einwirkt, das ist doch heute (als stärkster Beweis gegen den Materialismus) im Zeitalter der Suggestion und Hypnose eine Tatsache, an der man nicht mehr rütteln kann. Allein wie zu allen Wirkungen, so wird auch zu diesen ein Organ, in diesem Fall ein geistiges, nötig sein, und wo dasselbe nicht gepflegt wird, da wird es nicht ausgebildet, bezw. da wird es verkümmern, es ist dies ein altbekanntes Gesetz, das auf körperlichem wie geistigem Gebiet tausendfach erwiesen ist. Wenn Sie sich dieses alles vergegenwärtigen, so werden Sie zunächst das eine erkennen, daß es doch *möglicherweise* an *Ihnen* liegen kann, wenn *Sie* die Erfahrungen nicht machen, von welchen Tausende von Menschen, ja Millionen, behaupten, sie zu machen. Wenn es einen freien Gottesgeist gibt, dann kann von dieser einzigen Glaubensgrundlage aus die Möglichkeit jener inneren Erfahrung nicht bestritten werden, und wenn wir nun ferner sehen, daß es, wie gesagt, Millionen von Menschen gab und gibt, welche sie gemacht zu haben bekennen — und zwar klare, nüchterne, nicht schwärmerisch veranlagte Menschen — dann hat kein Mensch das Recht, die Tatsächlichkeit dieser als möglich erkannten Erfahrung deshalb zu bestreiten, weil er selbst sie nicht gemacht hat. Wer dies doch tut, der ist ganz ebenso zu beurteilen wie ein Blinder, welcher Licht und Farben deshalb leugnet, weil ihm das Organ zu ihrer Wahrnehmung fehlt.

Nun verstehen Sie mich aber richtig. Dies alles soll nicht etwa ein Beweis für den Gegner sein, daß er nun an das Dasein Gottes als die Antwort auf die alte Pilatusfrage: was ist Wahrheit? glauben *müßte*; sondern durch das, was ich Ihnen bisher sagte, will ich nur folgendes festgestellt haben: *Der* — sagen wir einmal kurz — *Ungläubige hat durchaus nicht das Recht, aus dem Mangel der eigenen inneren Erfahrung zu schließen, daß es eine solche nicht gibt, daß also der, welcher sie gemacht zu haben erklärt, an Einbildung, Halluzinationen und ich weiß nicht was, leidet.*

Aber kann denn nun jener nicht doch dazu kommen, die Innenerfahrung Gottes zu machen? Aber ganz gewiß! Wie sucht man denn sonst, z. B. auf naturwissenschaftlichem Gebiet, der Wirklichkeit inne zu werden? Durch das Experiment. Darüber besteht kein Zweifel, das ist jedem klar. Nun, auf religiösem Gebiet ist es ganz ebenso, *auch hier will und muß das Experiment des Glaubens gemacht werden, wenn anders man sich aufrichtig von seinem Wert oder Unwert selbst überzeugen will.* Und wo sich zu diesem Experiment die klarste Anweisung findet, das weiß jeder. Hierdurch aber wird ein Willensakt zur Vorbedingung dieses Experiments *und die ganze Frage wird zu einer ernst sittlichen.* — Soviel ist absolut sicher, wer das Glaubensexperiment mit allem sittlichen Willen und Ernst macht, dem gelingt es auch, und er erhält auf einmal eine Klarheit über viele ihm bisher dunkle Fragen, wie er sie sich sonst nie träumen ließ. Das Beispiel von Millionen ist dafür Zeuge und Beweis.

Sie sehen also nach alledem, daß der eigentliche Beweis für das Dasein Gottes und die Antwort auf die alte Frage nach der Wahrheit auf einem ganz anderen Gebiet liegt, als man gemeiniglich meint, und wenn es heute so viele gibt, welche ihren Glauben über Bord warfen, so liegt es daran, daß sie die Bestätigung ihres Glaubens ganz wo anders suchen als dort, wo sie nach dem übereinstimmenden Zeugnis derer, die allein davon etwas verstehen, zu suchen ist. Wer muß denn eigentlich wohl besser über Dinge des Glaubens Bescheid wissen, der, welcher den Glauben kennt, aus eigener Erfahrung kennt, oder der, welcher niemals von ihm etwas kennen gelernt hat? Gehen Sie denn etwa, wenn Sie ein neues Paar Schuhe kaufen wollen, zur Gemüsefrau oder zum Buchbinder? Nun wohl, dann dürfen Sie, wenn Sie etwas über die Realitäten des Glaubens erfahren wollen, auch nicht zu „Haeckels Welträtseln" oder zu Webers „Weltgeschichte" usw. gehen, sondern zu denen, welche darüber aus eigener Erfahrung etwas zu sagen wissen. Aber freilich, die meisten Menschen machen sich dies nicht klar, sondern sie trauen dem Buchbinder zu, daß er ihnen ein passenderes Paar Schuhe machen kann als der Schuhmacher.

Der Grund dafür ist völlig klar und durchsichtig: die meisten Zweifler usw. halten die oben gekennzeichnete, sekundäre Außenerfahrung für das wichtigere Moment bei Beantwortung der großen Frage, und dies hat wieder seinen sehr erklärlichen Grund in der intellektuellen Richtung unserer Zeit. Wohl niemals hat man soviel intellektuelle, verstandesmäßige Schwierigkeiten des Glaubens erfunden, wie gerade heute, und wenn sich dieselben nun nicht gleich nach Wunsch lösen lassen, dann wird der Glaube über Bord geworfen, als wenn er einzig und allein von ihnen abhinge. Wie verkehrt dies ist, habe ich Ihnen im Vorhergehenden zu zeigen versucht; noch einmal: *der richtige Weg ist der, daß man zuerst das „Experiment des Glaubens" macht auf dem Gebiet des Innenlebens und nach den Regeln, wie es die „Klassiker des Glaubens" uns gelehrt haben.* Dann erst sollte man zur sekundären Außenerfahrung übergehen, und man wird erfahren, daß sich dort nun die vermeintlichen Schwierigkeiten sehr leicht zerstreuen.

Allein, verehrter Herr, ich weiß es nun sehr wohl, daß es Tausende gibt, denen man dies immer wieder sagen kann, die aber doch immer wieder darauf zurückkommen, daß sie erst die sekundäre Erfahrung machen wollen. Diesen gilt vornehmlich die eine Seite meiner Lebensarbeit, wie sie sich seit einigen Jahren in meiner Zeitschrift „Glauben und Wissen" verdichtet hat. Man *kann* auch diesen Weg von der sekundären Erfahrung aus gehen; aber er wird stets der weniger sichere sein und bleiben, und auch er wird seinen felsenfesten Grund erst hinterher auf dem Gebiet der Innenerfahrung finden.

Wie steht es denn nun mit der Außenerfahrung? Wir sahen oben: wenn es einen Gottesgeist gibt, so muß er auch an seinen Wirkungen sich erfahren lassen, ich sagte, daß diese Wirkungen sich auf den suchenden Menschen selbst erstrecken können, davon sprach ich bisher, daß sie aber auch von diesem an seiner Umgebung beobachtet werden könnten, das ist es, was ich als sekundäre Außenerfahrung be-

bezeichnete. Nun können wir sagen, daß jene Wirkungen einmal zu beobachten sein müssen an dem Kosmos, an dem uns umgebenden Weltall, dann aber auch an andern Menschen, an Einzelpersonen wie an der ganzen Menschheit. Nun ist also die große Frage: läßt sich in dieser Hinsicht eine Gotteserfahrung machen?

Ehe ich darauf eingehe, muß ich noch eine andere Frage beantworten, nämlich die: dürfen wir erwarten, daß wir auf diesen Wegen eine unzweifelhafte und absolut feststehende Gottesoffenbarung erhalten können, ja erhalten *dürfen*? Ich glaube, daß ich diese Frage von vornherein auf das Entschiedenste verneinen muß. Nach dem, was ich oben sagte, ist die Frage der Gotteserfahrung in ihrem tiefsten Grunde eine sittliche, ein Akt der Willensentscheidung, als solche kann sie aber auch nur dann einen wirklichen Wert haben, wenn sie nach *freier* Entscheidung erfolgt, ohne jeden äußeren Zwang, wie es auf eine äußere Erfahrung hin unbedingt der Fall wäre. Wie könnte dann aber auch überhaupt die Frage nach Gott und Wahrheit ihre endgültige, tiefste Antwort auf intellektuellem Gebiet erhalten? Es wären dann ja doch Millionen, welche die nötige Verstandeskraft nicht besitzen, von dem tieferen Ergreifen der Wahrheit einfach ausgeschlossen? Nein, die Antwort muß auf einem Gebiet erfolgen, welches jedem Menschen zugänglich und zugleich sein allereigenstes Gebiet ist, d. h. auf dem Gebiet seines Innenlebens, in dem er völlig unabhängig ist von allen fremden, außer ihm liegenden irdischen Faktoren, und auf dem er frei schalten kann, falls er nicht durch eigene Schuld die Organe seines Innenlebens ertötet oder doch geschwächt hat oder falls er nicht seinen Willen allgemach und oft unbewußt in eine völlig falsche Richtung gezwungen hat. Sie sehen daraus wieder, daß wir auch von diesem ganz anderen Gesichtspunkt aus zu dem Ergebnis kommen, daß die Außenerfahrung nur einen relativen Wert haben kann und darf. Und nun, worin würde sie dann bestehen? Darin, kurz gesagt, daß wir sehen: *die Außenwelt ist ein Zeuge Gottes, — also kein strikter Beweis. Die Außenwelt ist derartig, daß der Glaube an Gott angesichts derselben vernünftig und möglich ist, zum mindesten ebenso vernünftig wie der Glaube an den Zufall, der sein metaphysisches Gegenstück ist.*

Dieses letztere auf dem Gebiet des Kosmos zu erweisen, habe ich bisher als meine Lebensaufgabe angesehen, und dem sind zahlreiche meiner bisherigen Arbeiten gewidmet, auf sie kann ich daher hinweisen, wenn Sie sich über meine diesbezüglichen Ansichten unterrichten wollen, so weise ich Sie insonderheit auf eine meiner letzten Schriften hin: „Naturgesetz, Zufall, Vorsehung!“ (Hamburg, Rauhes Haus, 1906.) Ich suche, ganz kurz gesagt, hier dazutun, daß kein Naturgesetz, kein wahres Ergebnis der Naturforschung dem Glauben an einen allmächtigen, freien, persönlichen Gottesgeist widerspricht: Gott schuf und erhält die Welt durch strenge Naturgesetzmäßigkeit. Ferner: die Welt ist von einer durchgängigen Zweckmäßigkeit beherrscht, diese ist der Ausfluß einer Absicht, einer Vorsehung; beides ist nicht im geringsten der Gegensatz von Gesetzmäßigkeit, wie man immer wieder glaubt, sondern von Zufall. Wir müssen die Alternative so stellen: *entweder ist die Welt das Werk eines blinden Zufalls, oder aber eine absichtsvolle Schöpfung Gottes.* Der erste Gedanke ist im Hinblick auf den „Kosmos“ einfach so ungeheuerlich, daß

er unmöglich ist; es ist vielmehr durchaus vernünftig, zu sagen: die Welt ist das Werk eines Gottesgeistes, der in ihr durch die Naturgesetze und durch Kausalität seine Zwecke verfolgt. Im einzelnen kann ich darauf um so weniger eingehen, als ja Ihr Zweifel nun auf einem ganz anderen Gebiet liegt, nämlich auf dem zweiten oben genannten, bei dem wir von einer Außenerfahrung Gottes reden können, nämlich auf dem Gebiet der Menschheitsgeschichte.

Ich bin damit endlich auf den eigentlichen Inhalt Ihres Briefes gekommen. Freilich auf einem großen Umweg, allein ich schlug ihn deshalb ein, weil ich Ihnen eine wirklich tiefere Antwort nur auf diese Weise geben kann; denn ich mußte Sie darauf hinweisen, daß nach meiner tiefinnersten Überzeugung und nach meiner eigenen Lebenserfahrung die einseitige Antwort auf Ihre Einwürfe völlig unbefriedigend bleiben muß und niemals den wahren Weg zur Wahrheit weisen kann. Zudem hat mir alles Vorhergehende die Antwort schon insofern erleichtert, als ich Ihre eigene Frage jetzt scharf und klar in die Worte zusammenfassen kann: „Ist es angesichts der Menschheitsgeschichte möglich und vernünftig, noch an das Walten eines Gottesgeistes zu glauben?"

Sie wollen diese Frage durchaus verneinen und zwar aus folgenden Gründen: von Protestanten und Katholiken sind vielfach blutige Greueltaten verübt worden, beide stehen sich seit der Reformation feindlich gegenüber; der jetzige Papst bezeichnete den Protestantismus, dem unser Kaiserhaus angehört, als Summe aller Ketzerei; im Weltgeschehen sehen wir überall Willkür und List der Menschen, vergebens suchen wir nach einem höheren Walten; es gab eine Reihe von Päpsten, die Verbrechen und Greueltaten begingen; bei Angreifern der Kirche spricht man von der rächenden Hand Gottes, bei Greueln von geistlichen Würdenträgern aber nicht; im Namen des Heilands sind Verwüstungen von unersetzlichen Kunst- und Literaturschätzen, Judenverfolgungen usw. verübt worden; man spricht von den „lebenden Fackeln des Nero", aber die Inquisition weist ebensolche Greuel auf; im Burenkrieg wurde ein ganzes Volk hingeschlachtet, obwohl es ein christliches war; bei den armenischen Christengreueln mußten Unzählige unter Qualen vor den Augen des waffenstarrenden Europas sterben, und in Rußland flehten christliche Bischöfe in einer unchristlichen Sache Gott um Sieg an über die unchristlichen Japaner; derselbe Gott ist für den einen ein Friedensbringer und für den andern ein Schlachtenlenker.

Alle diese Ihre Einwürfe lassen sich kurz dahin zusammenfassen: die Welt ist voll von Ungerechtigkeit der Menschen, der Schwache leidet unter dem Stärkeren, vor allem aber sind im Namen des Christentums und des Heilands zahllose Greuel verübt worden. Wie kann man angesichts dessen noch glauben, daß es einen gerechten Gott gibt und daß das Christentum Wahrheit ist?

Ihre Einwände sind nicht von heute, sondern uralt; z. T. decken sie sich mit dem uralten Thema der Psalmen, daß es den Ungerechten so oft besser geht oder zu gehen scheint, als den Gerechten, daß der Gerechte viel leiden muß usw. Zunächst muß ich bemerken, daß nicht alle Ihre Aufzählungen wirklich zutreffend sind. Wenn z. B. nach Ihren eigenen Worten die russischen Popen Gott um Hilfe in einer unchristlichen Sache baten, so hat ja gerade der Erfolg gezeigt, daß hier Gerechtigkeit

gewaltet hat — und wenn Sie meinen, daß man bei einem christlichen oder gläubigen Volk nicht vom strafenden und rächenden Gott redete, so ist auch dies nicht richtig; denn davon ist in der Geschichte des Volkes Israel auch diesem gegenüber oft genug die Rede, und gerade das Geschick Rußlands wird ein aufmerksamer christlicher Beobachter stets als ein Strafgericht Gottes auffassen, obwohl es sich dabei um ein „christliches" Volk handelt.

Davon abgesehen haben Sie aber ganz gewiß den Finger auf einen Punkt gelegt, der in der Tat Bedenken über die sittliche Weltordnung aufkommen lassen kann. Allein gerade deshalb, weil wir eine sittliche Weltordnung haben, lösen sich auch diese Bedenken unschwer. Gibt es einen Gott im christlichen Sinn und eine von ihm gewirkte sittliche Weltordnung, dann hat er den Menschen auch geschaffen, damit er sich in der Prüfungszeit dieser Erde zu einer sittlichen Persönlichkeit heranbilde; die Bildung einer sittlichen Persönlichkeit aber verlangt ganz unbedingt einen ethisch freien, d. h. selbstverantwortlichen Menschen. Es handelt sich dabei nicht um Freiheit als Gegensatz von kausaler Bedingtheit. Kausal bedingt ist alles Tun des Menschen, dabei kann er aber doch aus freier, von innen heraus erfolgender Bestimmung handeln. Ein freier, persönlicher Gottesgeist, wie ihn der Christ glaubt, ist unbedingt verbunden mit dem freiwollenden, selbstverantwortlichen Menschen. Will man also die Ungerechtigkeiten in der Menschheitsgeschichte vom theistischen Standpunkt aus verstehen, so muß man als unerläßlichen Faktor auch den freien Menschen mit in Rechnung setzen. Dann aber ist doch die Lösung der Schwierigkeit leicht. Unlöslich erscheint sie nur vom pantheistischen Standpunkt aus, der unweigerlich zum Fatalismus führt, wobei der Mensch natürlich jede Selbstbestimmung und jede Verantwortlichkeit verliert. Sittliche Weltordnung hört dabei auf. Wenn dagegen der Mensch sittliche Selbstbestimmung besitzt, so ist er es, auf dessen Konto die Ungerechtigkeiten in der Menschheitsgeschichte kommen, ganz gewiß aber nicht auf Rechnung Gottes. Dann aber reduziert sich ein Teil der obigen Fragen auf die eine: weshalb läßt Gott solche Ungerechtigkeiten zu? Aus dem einfachen Grunde, weil er sie selbst wieder zur Erreichung seiner Ziele benutzt. Zunächst das eine, zeigt sich nicht schon oft genug, daß die Ungerechtigkeiten durch Menschenhand unversehens zum Besten der Menschen umschlagen? Wird nicht z. B. oft ein Volk durch einen unglücklichen Krieg sittlich erneuert, ja oft genug vielleicht gar vom Untergang errettet? Es genügt wohl, auf den Erfolg der napoleonischen Kriege für Deutschland hinzuweisen. Also, was die Menschen von ihrem kleinen Standpunkt aus, in ihrem engen Horizont als Übel empfinden, wird zumeist in dem Zusammenhang der großen Weltdinge oder der Menschheitsgeschichte ganz anders aussehen; daß der kurzsichtige Mensch dies aber nicht überblicken kann, ist ja ganz selbstverständlich. Wie Gott ein vom Menschen angerichtetes Übel zu seinem Zweck benutzt, das mag das folgende einfache Beispiel zeigen. Wenn Gott einen Menschen aus dem Leben abrufen will, so läßt er es vielleicht zu, daß er einem anderen begegnet, der ihn tötet. Geschieht dies, so ist es Gottes Wille, daß der Mensch stirbt, der Mord aber, d. h. also die Art des Todes, rührt von dem freien Willen des Mörders her, der dafür die Verantwortung trägt. Die gewaltsame Art des Todes erscheint

uns schrecklich, ist es aber für den Betreffenden gewiß weniger, als wenn er einem längeren, qualvollen Leiden erliegt, ein plötzlicher Tod durch Mörderhand ist für den Betreffenden nicht schlimmer, als ein Todesfall durch Schlagfluß. Das Schauerliche besteht nur für die Hinterbliebenen und am meisten für den verantwortlichen Mörder. An dieses Beispiel spinnen sich noch weitere Gedanken an, die ich hier nicht weiter ausführen kann. Ähnlich ist es dann aber auch mit den großen Ereignissen in der Menschheitsgeschichte.

Nun aber die andere große Frage: Wie vereinigen sich die Greueltaten der Christen mit dem Glauben an den Christengott? Ich möchte da zunächst die Gegenfrage tun: glauben Sie, daß alle, die den Christennamen tragen, wirklich Christen sind, ja daß, alle die in hohen, verantwortlichen Stellungen in der christlichen Kirche standen und stehen, wirkliche Christen sind? Glauben Sie mir, daß echte Christen sich darüber gar keine Illusionen machen, daß ihre Zahl eine sehr geringe ist. Hat das denn Christus nicht selbst schon klar vorausgesehen, wenn er sagte: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt? Bei dieser Sachlage ist es dann aber doch eine ganz außerordentliche Ungerechtigkeit, wenn man die Handlungen der sog. Christen auf Konto ihres christlichen Glaubens setzt. Dieselben folgen doch nicht aus dem christlichen Gottesglauben, sondern aus dem sündlichen Wesen der betreffenden sog. Christen, die für diese ihre schlechten Handlungen sogar in noch viel höherem Maße verantwortlich sind als Nichtchristen. Jene Menschen verüben ihre Schandtaten doch nicht deshalb, weil sie an Gott glauben usw., sondern trotzdem sie an ihn glauben, bezw. ihre Schandtaten zeigen, daß ihr angeblicher Glaube ein sehr geringer oder ein geheuchelter gewesen ist. Und wenn es gar Menschen gibt, die „zum größeren Ruhme Gottes“ andere töten, so ist dies eben einer der ungeheuerlichsten Irrtümer, in welche Menschen verfallen können, nicht aber ein Ausfluß echten Gottesglaubens.

Wollen Sie aber mit Ihren Beispielen etwa sagen, daß das Christentum jene Leute nicht besser gemacht hat, so haben Sie damit ja natürlich recht, allein dies ist denn doch kein Beweis gegen die Wahrheit des Christentums, sondern nur dafür, daß jene Menschen sich nicht vom Geist des Christentums überwinden ließen, sind sie ja doch freie, selbstverantwortliche Menschen gewesen. In dieser Hinsicht muß man denn aber doch auch gerecht sein, und da stehen neben jenen Beispielen, ich kann beruhigt sagen, Millionen von anderen, Millionen von Menschen, die durch den Geist Christi völlig erneuert worden sind, und die in diesem Geiste Taten der Liebe usw. vollbrachten, welche andere Menschen, ja ganze Völker und sogar die Menschheit in ihrer Entwicklung vorwärts brachten. Aus den von Ihnen aufgezählten Schandtaten usw. von Christen zu schließen, daß die Menschheit durch das Christentum gar nicht gefördert worden sei, ist eine große Ungerechtigkeit; das Christentum hat, wie vorurteilsfreie Geschichtsforschung stets erkannt hat — lesen Sie statt Weber und Zimmermann, die kleinen, christentumsfeindlichen Geschichtsschreiber, lieber die großen Geschichtsforscher wie L. von Ranke, Treitschke u. a. — in seiner reinen Gestalt die Menschheit stets gefördert; freilich ob gerade als Staatsreligion, das ist eine andere Frage, denn als solche ist es nicht gegründet worden, und als solche

muß es notwendig seinen Charakter und seinen Gehalt verlieren; denn es ist nicht dazu da, daß es für Polizei sorge oder Staatsaktionen diktiere, sondern dafür, daß es die einzelne Menschenseele erneuere.

Wollen Sie also das Christentum gerecht und ehrlich in seinem Verhältnis zur Menschheitsgeschichte werten, so müssen Sie bei diesen und jenen von sogenannten Christen verübten Taten zunächst stets die Frage stellen: Handelt es sich bei ihnen um wahre, von Christi Geist innerlich erneuerte Menschen oder nur um solche, welche den Namen Christi tragen, aber von seinem Geist nichts wissen? Wollen Sie gerecht sein, so fragen Sie nicht, was taten die schlechten Päpste, sondern was taten die guten Päpste, die wahren Christen auf dem „Stuhl Petri", die es doch auch gab; dann fragen Sie nicht, was haben diese und jene Fürsten im Namen des Heilandes Böses getan — sie taten es gewiß nicht im Namen Christi, sondern unter seinem Deckmantel — sondern fragen Sie, was wissen wir von den Taten solcher Fürsten, die wahre, wirklich innerlich erneuerte Christen waren. Denken Sie nicht an die Christen der Inquisition sondern an deren Opfer, denken Sie an Franz von Assisi, an Wilberforce, von Zeitgenossen an Wichern und an Bodelschwingh.

Sehen Sie, ich könnte Ihnen doch auch Tausende von Verbrechen und Schandtaten von Nichtchristen aufzählen, was würden Sie dazu sagen, wenn ich dann schließen wollte, daß diese Taten nur daraus zu erklären sind, daß jene Menschen keine Christen waren? Nun, wenn Sie dies mit Recht als eine Ungerechtigkeit empfinden, dann müssen Sie doch Ihren eigenen Schluß als ebenso ungerecht beurteilen. — Können und dürfen wir, wie oben ausgeführt, annehmen, daß Gott die Ungerechtigkeiten der Menschen zuläßt, um sie für seine uns zumeist verborgenen Absichten zu benutzen, so ist selbstverständlich, daß er auch die Taten sogenannter Christen, die es aber nicht sind, ebenso benutzt. Summa: ich leugne die bösen Taten von „Christen" nicht, wohl aber, daß sie dem Christentum auf das Konto gesetzt werden dürfen.

Mit alledem glaube ich nun nicht etwa das Dasein Gottes aus der Weltgeschichte bewiesen zu haben, wohl aber ist damit gezeigt, daß der Gottesglaube auch angesichts der Menschheitsgeschichte möglich und vernünftig ist. Mehr aber kann man nach dem oben Gesagten gar nicht verlangen.

Wer nun so hat einsehen gelernt, daß der Kosmos und die Menschheitsgeschichte den Gottesglauben sehr wohl gestatten, der wird sich dann auch leichter entschließen, jenes „Experiment des Glaubens" zu machen. Wer aber hinwiederum durch das Glaubensexperiment in seinem Innenleben Gott gefunden hat, der wird ihn nun auch in seinen Wirkungen im Kosmos und in der Menschheit klar und deutlich wiedererkennen, auch wo er durch die Materie oder durch den Nebel der aus der freien menschlichen Verantwortlichkeit entsprungenen Übeltaten verschleiert erscheint.

Damit glaube ich, Ihre Einwürfe einigermaßen widerlegt zu haben, jedenfalls aber hoffe ich, daß Sie es einmal versuchen werden, sich für kurze Zeit auf den Standpunkt zu stellen, den ich vor Ihnen entwickelte, um weiterhin den Versuch zu machen, von ihm aus Welt und Leben in unserem Lichte zu verstehen. Glücklich aber würden Sie mich machen, wenn Sie soviel Selbstverleugnung auf Ihrem

Standpunkt besäßen, daß Sie selbst einmal versuchten das „Experiment des Glaubens" zu machen, um auch von dieser Seite her unbefangen urteilen zu können.

Nun zum Schluß noch einige Bemerkungen zu zwei Stellen Ihres Briefes. Zunächst die „blutbefleckten Spuren der reformierten Kirche". Glauben Sie wirklich, daß hier katholische Schriftsteller unbefangen sind und daß Sie solche kleinen Geister wie Sporschil und Gams als Kronzeugen anführen können? Was den letzteren anbelangt, so handelt es sich dabei um Hexenprozesse, die ja leider in beiden Kirchen vorgekommen sind, aber sie sind doch ein Ausfluß des damals allgemeinen Aberglaubens. Hinrichtungen um des Glaubens willen werden Sie in der evangelischen Kirche nur sehr wenige finden, ein Gegenstück zur Inquisition gibt es nicht. Kriegsgreuel beim 30jährigen Krieg usw. sind eo ipso auszuschalten. Und wenn Luther mit sehr vielen seiner Zeitgenossen in dem astrologischen Irrtum befangen war, so hat doch dies noch weniger mit Gott und Christentum zu tun; denn diese sind geblieben, jener ist überwunden. Daß einzelne Hinrichtungen auch auf protestantischer Seite vorgekommen sind (Servet, Gentilix) ist sicher, aber sie fallen unter das, was ich oben allgemein sagte. Auch müssen sie aus dem Geist jener Zeiten verstanden werden, nicht aus dem Geist des Christentums. Wie gesagt, wir wollen doch auch nicht alle Greueltaten von Nichtchristen auf Rechnung des Atheismus setzen. Also mehr Gerechtigkeit! — Dieselbe Forderung erhebe ich nun aber auch hinsichtlich der Geburts- und Lebensgeschichte Jesu. Weshalb in aller Welt soll denn da der Gegner, der Jude Kayserling, mit seinen Quellen glaubwürdiger sein als die Urkunden des Christentums? Das ist mir völlig unbegreiflich. Wenn Sie vor Gericht stehen, dann werden Sie doch Ihre Gegner als befangene Richter ablehnen. Weshalb verweigern Sie dem Christentum dasselbe Recht? Wenn Sie aber von „Unsicherheit des Glaubensmaterials" reden, so dürfen Sie doch nicht die veralteten Ansichten Lessings anführen. Die neuere Kritik hat ungeheuer Wertvolles zu Tage gebracht und in einigen paulinischen Briefen und den drei Synoptikern ein heute unbestrittenes historisches Quellenmaterial festgestellt. Nur sollte man auch dieses so unbefangen betrachten, wie man es bei sonstigen alten Quellen tut, und nicht denken, man müßte es wegen kleiner Abweichungen von einander ganz verwerfen. Wäre alles gleich, so würde es heißen: sie haben von einander abgeschrieben, also sind sie wertlos. Also auch hier: Gerechtigkeit gegenüber dem Christentum!

Ich habe länger und mehr geschrieben, als ich wollte und dachte. Mögen Sie aus meinem Briefe wenigstens das Eine lernen, daß wir Christen uns sehr wohl auch Rechenschaft geben über das, was wir glauben, und daß wir uns auch unsere Glaubensüberzeugung zu erkämpfen haben.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener E. Dennert.



Man muß glauben oder verzweifeln. **Bl. Pascal.**



Gedanken über Glauben und Wissen.

Ich weiß nicht, ob diese beiden Worte „Glauben und Wissen", aus denen der Titel der vor uns liegenden Blätter gebildet ist, ihre Zusammenstellung dem glücklichen Zufall verdanken, oder ob sie aus der Logik hervorgegangen; unstreitig aber sind sie richtig gesetzt worden, da, wenn wir Glauben und Wissen personifizieren wollten, nach den Regeln der allgemeinen Anstandslehre Alter und Rang den Vortritt haben.

Wohl kann der Einzelne die Wissenschaft eher besitzen als den Glauben, was neben erfahrungsgemäßen Zeugnissen, die uns in wissenschaftlichen Werken entgegentreten, der Ausspruch des ehemaligen Hofpredigers D. Stöcker auf der Kanzel scharf markierte, wenn er sagt: „Ich war schon viele Jahre Pastor und kannte noch keinen Gott, kannte nicht den Gott, den ich predigte." Dessenungeachtet war der Glaube schon ein Besitztum der ersten Menschen, während die Erde unter und das Firmament über uns wohl seine Bewunderer und Anbeter haben mochten, aber noch nicht durchforscht wurden. Wo mögen wir die Wiege der Wissenschaft zu suchen haben, wo mögen ihre Wurzeln sein? — Wohl saßen die ersten Erdenbürger auch nicht in Stumpfheit gefangen, sondern verfügten sicherlich auch über ein „Wissen", was sie aber nicht mit ihrem Schöpfer in Konflikt brachte, sondern mit ihm vereinigte. Durch die Sünde aber und den Ungehorsam hat sich jene göttliche Wissenschaft nicht vorwärts entwickeln können, wie sie es naturgemäß gesollt, sondern es traten Verdunkelungen an Stelle des Lichts und somit auch die Forschung an Stelle des reinen Wissens, was eine Rückwärtsentwicklung bedeutet, die sich aber in eine Vorwärtsentwicklung wandeln muß, sofern sie Gott, als die Quelle des Wissens, zum Führer hat, andernfalls sie in sich selbst versinkt. So hat selbst die gute Wissenschaft, die sich in göttlichen Linien bewegt, bis heute ihre Windeln noch nicht ganz abgestreift, obschon sie viele Jahrhunderte besteht; und wenn wir ihr auch ein vegetatives Wachstum zuerkennen müssen und uns freuen und nicht dankbar genug sein können, christliche Wissenschaftler wohl auf allen Gebieten zu besitzen, unter deren Führung wir, wie unter einem gegen Sturm und Wetter des Unglaubens schützenden Baume uns geborgen fühlen, so wird doch Paulus, der auch nicht zu den Dummen zählte, recht behalten, wenn er sagt und es in eine Zeit hineinruft, die nicht leer von „Wissen" war: „Unser Wissen ist Stückwerk." Und das ist nicht gesagt für nur *ein* Menschenalter und Geschlecht, sondern auch für das zwanzigste Jahrhundert und sein Geschlecht, wie für alle Zeitalter, bis wir das Ende unseres Glaubens davon gebracht haben, wo dann freilich auch unser Wissen ein vollkommen Ganzes sein wird. Der Glaube aber ist *hier* schon etwas Ganzes, eine Macht, von welcher der andere große Apostel rühmt: „*Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!*"

Unser Wissen — Stückwerk. Unser Glaube — Sieg. — — O, welche Worte! Darum sind die Sünden einer Wissenschaft folgenschwer, die da meint, etwas zu sein ohne Glauben, wenn sie meint, des Glaubens entraten zu können und ihn somit ausschließt. Woher kommt es, daß der Glaube vielfach in seiner zartesten Blüte erstickt wird, während er doch in jedem Herzen zu einer welt=

überwindenden Macht werden sollte? — Lassen wir uns von einem Manne die Antwort geben, dem ich in diesen Tagen eine Schrift in die Hand gab oder vielmehr geben wollte, denn er nahm sie nicht, weil er wußte, um was es sich handle, und weil er vorgab, nicht an einen Gott zu glauben: „Ich gehöre nicht zu den Dummen; ich habe viel wissenschaftliche Werke gelesen, aber nirgends ist etwas von einem Dasein Gottes gesagt.“ — Wie viele führen dieselbe Rede, die einst als Kind wohl an Gott glaubten und zu ihm, als ihrem Vater, beteten. Die rückwärts sich entwickelnde Wissenschaft aber hat es ihnen angetan, sie hat das zarte Glaubenspflänzlein aus dem Herzensboden gerissen. So hat denn die christliche Wissenschaft allen Fleiß anzuwenden, solchem Zerstörungswerk Einhalt zu tun und einer Wissenschaft, die antikreatorischen Köpfen entsprungen ist, einen Damm zu setzen, indem sie „Glauben“ und „Wissen“ nicht nur verbal richtig nebeneinander, den Glauben über und vor „Wissen“ setzt, denn: — verba non sunt verbera — sondern dies auch in der Wahrheit tut, wie es ja auch zu meiner Freude in „Glauben und Wissen“ geschieht und hoffentlich immer mehr geschehen wird, so daß auch da der Glaube die herrschende Macht bleibt, die das Wissen erst adelt und krönt. O, ein herrliches Zwiegespann! — Glauben und Wissen — keins soll das andere ausschließen, sondern in seliger Harmonie sollen sie den Menschengeist über alle klaffenden Schlünde und dunklen Gründe dieser Zeit hinüberführen bis zum seligen Schauen dessen, was er bis dahin geglaubt, bis zum völligen Durchblick aller Geheimnisse, die der Schleier einer getrübten Natur, der das Heiligtum der reinen Natur der himmlischen Herrlichkeit deckt, auch dem Auge des kühnsten Forschers verbarg und nur ein stückweises Erkennen zuließ.

Schließt das Wissen den Glauben aus, so verläuft sich ersteres schließlich im Sande und der unglückliche Autor endet in Nacht und Graus, wie etwa jener Schiffbrüchige, den sein mit Gold gefüllter Gürtel, den er auf Kosten seines Lebens nicht fahren lassen wollte, in die Tiefe des Meeres zog und der dann mit abgefressenem Kopfe ans Land gespült und so ein Opfer seiner Geldliebe wurde, nur mit dem Unterschied, daß er nicht nur sich selbst ins Verderben stürzt, sondern ein Heer betrogener Seelen mit sich führt, welche gleichfalls sich an den errungen geglaubten Juwelen geweidet, die aber selbst auch den Schein von Wert verlieren, wenn es zum Sterben geht.

Der Glaube aber führt auf seinem Triumphwagen, welcher ist die Hoffnung, auch durchs Tal des Todes. Der Glaube gelangt auch ans Ziel, wenn er als Einspänner, wo die Wissenschaft ihn nicht neben sich dulden mag, durch die Welt geht, stößt er auch da und dort auf Hindernisse, die er in Gemeinschaft mit dem Wissen hätte leichter überwinden können. Die Wissenschaft dagegen kämpft ohne taugliche Waffen, wenn sie den Glauben verschmäht, und wächst dieser nicht mit ihr groß und stark, so wird sie ein Opfer ihrer blinden Leidenschaft und stürzt sich früher oder später in ihr eigenes stumpfes Schwert. Jener Mann, den ich oben erwähnte, glaubt sich auch in seinem Unglauben auf einem Triumphwagen, und auch er gab demselben das Prädikat Hoffnung, indem er sagte: „Das einzige, was wir noch haben, ist die Hoffnung, daß es einmal besser wird; hätten wir diese nicht, wäre alles verloren.“ Ich mußte dem geschlagenen Manne erklären, daß er auf diesem Triumphwagen in den Abgrund fahre; denn Wissen ohne Glauben hat keine Hoffnung.

Doch wo Glauben und Wissen Hand in Hand gehen, da haben beide einen guten Gefährten. In Glaubensnot und Anfechtungen kann das Wissen gute Dienste leisten dem Glauben, dem z. B. das Weltbild, wie es die biblische Anschauungsweise darbietet, wenn oberflächlich betrachtet, im Widerspruch zu stehen scheint mit der heutigen wissenschaftlichen. Und in Wissensnot muß der Glaube mit seinen starken Schwingen den Gefährdeten über Wasser halten und über alles Stückwerk hinwegtragen, bis er wieder festen Fuß gefaßt hat.

So gebe uns Gott mehr Männer der Wissenschaft, die Veteranen im Glauben an Jesus, die Quelle aller Weisheit und alles Wissens, geworden sind, welche mit dem Wissen alle Wissensdurstigen nicht allein nach ihrem diesseitigen Bedürfnis befriedigen, sondern ihnen zugleich den Weg aus dem Lande des Forschens ins Land des wahren, reinen Wissens, aus dem Lande der Fremdlingschaft ins Heimatland, zu Gott zeigen können! A. Wagner.





Umschau in Zeit und Welt

Ueber die Vernichtung der Hoffnung der Haeckel-Monisten, im Pithecanthropus ihren ersehnten Ahnen zu finden, hatte ich in Nr. 2 berichtet. Ich hatte gesagt, daß Prof. Volz-Breslau (nicht Berlin), dem wir den Nachweis verdanken, daß dieses Tier ein Zeitgenosse des Menschen war, es als „mißlungenen Versuch zur Menschwerdung" bezeichnete.

Darüber ereifert sich der Haeckelschwärmer Breitenbach in seiner Monatsschrift „Neue Weltanschauung", wobei er mir natürlich in Ermangelung triftiger Gründe wieder das von seinem Herrn und Meister gelernte Beiwort „fromm" erteilt. Er sucht beim Leser den Anschein zu erwecken, als ob Volz diesen Ausdruck nicht gebraucht hätte. Er führt ein Zitat von Volz an, nach dem dieser den Pithecanthropus nicht als das, aber als ein missing link (Zwischenglied) ansieht, das uns zeige, „in welch bedenkliche Nähe einst der Antropomorphenstamm dem Menschen gekommen ist, gibt er uns doch ferner deutliche Hinweise dafür, wie sich die Entwicklung des Menschen vollzogen hat." Am Schluß wagt Breitenbach einige Zweifel darüber auszusprechen, ob ich meinen Lesern nun auch die Ansicht von Volz mitteilen würde, dann fügt er noch hinzu: „Der Keplerbund steht ja nach seinen Satzungen im Dienst der Wahrheit."

Auf diese niedrigen Verdächtigungen antworte ich nicht. Im übrigen habe ich keinen Grund jene Worte von Volz nicht anzuführen, obwohl sie weiter kein Interesse haben. Ich habe damals meinen Lesern die einfachen von Volz gefundenen Tatsachen berichtet und von seinen sonstigen Ansichten überhaupt nicht gesprochen, jenes Wort vom „mißlungenen Versuch zur Menschwerdung" hat Volz selbst gebraucht. Wenn Breiten-

bach meinen Artikel genau gelesen hätte, so würde er wissen, daß ich nicht wie er aus einem Referat, sondern aus einem Originalaufsatz von Volz im Globus XCII Nr. 22 geschöpft habe. Seine Verdächtigung, als hätte ich Volz jenes Wort mit Unrecht zugeschoben, steht also auf derselben Stufe, wie seine sonstigen persönlichen Angriffe. Ob er dies nun wohl seinen Lesern mitteilen wird?

* * *

Von Interesse ist, was Lic. Mumm im „Reich" über das vielgebrauchte und mißbrauchte Wort Friedrichs d. Gr. berichtet, daß unter ihm jeder nach seiner Fasson selig werden könnte. Fulda hatte dies Wort wieder einmal mißbraucht. Dazu schreibt Mumm: „Fulda hat augenscheinlich nie gehört, daß Friedrich II. mit diesem Wort zugunsten der Konfessionsschule sich aussprach. Der junge Herrscher hatte den Bericht des Staatsministers v. Brand und des Konsistorialpräsidenten v. Reichenbach vom 22. Juni 1740 erhalten, der die Schwierigkeiten darlegte, die aus dem Bestande römisch-katholischer Schulen in Berlin sich ergeben hatten. In solchen Schulen, die für Soldatenkinder bestimmt waren, waren Evangelische katholisch gemacht worden. Nun erging an den König die Frage, ob die katholische Konfessionsschule fortbestehen sollte. Der König traf die Randverfügung:

> „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selich werden."

Im Sprachengebrauch des Königs und der Zeit hatte das Fremdwort „Fasson" keine ironische Bedeutung. Auch heute läßt die evangelische Kirche jedem die Gewissensfreiheit, nach seiner Art selig oder unselig zu werden; sie will und kann in Glaubensfragen nicht zwingen."

Das ist in der Tat bemerkenswert. Interessant ist aber auch, wie solch ein Wort im Volksmund einen so ganz anderen Sinn annehmen kann, als sein Urheber beabsichtigte. Ähnlich ist es ja mit jenem bekannten Wort von Laplace an Napoleon gegangen (er habe Gott zur Erklärung der Welt nicht nötig), von dem ich s. Z. berichtete.

* * *

Von einem Freund unseres Blattes wird uns ein bemerkenswertes Wort von Mohammed mitgeteilt, das sich bei F. E. Boysen „Der Koran", Halle, 1773, S. 11 findet. Es lautet:

„Du zweifelst, ob ein Gott herab
Vom Himmel sieht? O, sieh hinauf!
Sieh seine Wolken, seinen Regen,
Sieh seine Taue, seine Blitze,
Seine Donner! Siehe, wenn sein Sturm,
Gehorsam seinem Willen, allen Duft
Und alle schwarzen Wolken über dir
Hinweggetrieben hat, dann sieh,
Sieh auf zu seinem hellen Himmel!
Und wenn dein Herz nicht fröhlich ist,
Wenn's dir nicht sagt: Vom Himmel sieht
Ein Gott herab, ein guter, der
Uns alle liebt, dann steige, steige nur
Auf jenen jähen Felsen, wo
Sein Adler nistet! Und, o du,
Den nicht ein Gott vom Himmel sieht,
Du, der du zweifelst, armer Mann
Und armes Weib und armer Sohn
Und arme Tochter, stürze dich
Von jenem jähen Felsen nur herab
Und werde, was du warest, Staub!
Und warte, Staub, ob noch einmal
Der Gott, der dort herab
Vom Himmel sieht, hinauf
Auf eine seiner Geisterstufen dich
Erheben will, denn besser ist,
Ein toter, seelenloser Staub
Hier sein in Gottes Welt als Geist
Und zweifeln, ob ein Gott herab
Vom Himmel sieht!"

Der Einsender bemerkt dazu mit Recht: „Meines Erachtens der ganze Mohammed, erhaben und schrecklich!"

* * *

Neulich wurden in Bonn drei Mörder hingerichtet, der eine mußte mit Gewalt zum Schafott geschleppt werden, und er brüllte dabei wie ein Tier. — So stirbt die Gottlosigkeit.

Vor einigen Jahren erzählte mir ein Freund vom Tode eines kindlich frommen Mannes, wie er andauernd voller Glück ausrief: O du schöne Sterbestunde, o du schöne Sterbestunde! — So stirbt die Gottseligkeit.

Das ist der unwiderlegliche Beweis für das Christentum. Auf, ihr Atheisten, bringt uns einen solchen Beweis für euren Glauben!

* * *

Die Haeckel-Monisten gehen jetzt dazu über, ihren Papst durch Varieté-Vorstellungen zu verherrlichen: Der eben mit seinem Heine-Denkmal hausierende Danny Gürtler kündigte in Jena für den 10. Mai eine „Ehren-Matinee für den großen Jenenser Professor Ernst Haeckel an“, wobei er ein „genußreiches Programm für liberal freidenkende Leute“ verspricht.

Das ist ja großartig und beneidenswert. Daß die „liberal freidenkenden Leute“ für ihr Geld (1 Mk.) auch auf ihre Rechnung gekommen sein werden, wird dem Leser ganz zweifellos sein, wenn er folgende wundervolle Leistung desselben Danny Gürtlers in der „Jenaischen Zeitung“ liest:

Eingesandt.

Dem großen Freidenker Prof. Ernst Haeckel

gewidmet auf das ruchlose Attentat (März 1908 in Jena).

Die Urkraft Gott hat Deinen Feind erkannt,
Es traf Dich nicht der Stein von Frevlers Hand.

Was hat dem feigen Schuft die Tat genützt?
Die Urkraft hat Dein greises Haupt beschützt.

Der Stein des Mörders ging an Dir vorbei
Und traf ins eigne Herz die Clerisei!

Künd' weiter Deine neue Religion,
Die Urkraft will's, dem Pfaffentum zum Hohn!

Dein Jünger Danny Gürtler,
König der Bohème.

Wahrlich, das sind Verse, die den „Welträtseln“ würdig zur Seite gestellt werden dürfen.

* * *

Wir erhalten folgenden hübschen Stimmungsbericht: „Haeckel in Rostock! Nun ist auch der Rostocker Bürger- und Studentenschaft vom Monistenbund am letzten Mittwoch im größten Saale unserer alten Hansastadt an Hand von Lichtbildern klar gemacht worden, daß der Mensch vom Affen abstammt. Wohl ist der große Ernst Haeckel nicht selbst gekommen, dafür aber ist sein Schüler, der kleine und sehr lebhafte August Kahl aus Jena erschienen, um uns in die Mysterien der von Haeckel entdeckten, vom Staate aber leider noch nicht sanktionierten Abstammungsgeschichte des Menschen einzuweihen. Das wirbelte Mittwoch Abend von Moneren, Amoeben, Amphioxussen, Homoosaurussen, Halbaffen, fossilen Menschenaffen usw. nur so durcheinander, so daß es wohl einem großen Teile der Zuhörer nicht mehr ersichtlich war, ob nun die Hatteria punctata, die Brückeneidechse, die Großtante von der krebsfressenden Beutelratte oder der fossile Urfisch, der Vetter vom Schnabeligel oder der Gibbon, der sogen. Menschenaffe, der Stammvater der Monistenbündler sei. Fast drei Stunden lang hat die Aufklärung der Rostocker über ihre vom Monistenbund als allein richtig anerkannte Abstammung gedauert.

Gleich zu Anfang seines Lichtbildervortrags stellte Herr Kahl fest, daß Haeckel nie behauptet habe, der Mensch stamme von einer jetzt noch lebenden Affenart ab; die Sache verhält sich in Wahrheit vielmehr so: Die jetzt lebenden Menschen und Affen haben einen gemeinsamen Stammvater: den Affenmenschen — Kahl kann auch den Menschenaffen genannt haben, doch das macht wenig aus, in beiden Fällen ist ja der „Affe" dabei, und das bleibt schließlich die Hauptsache. Der Jetztmensch ist nur der kultivierte oder verfeinerte Affenmensch, bei dem alles Affenmäßige weggefallen ist; der jetzt lebende Affe dagegen ist der degenerierte oder verschlechterte Affenmensch, bei dem alles Menschliche weggefallen ist. So ungefähr habe ich Herrn Kahl verstanden.

Es erübrigt sich wohl, auf die Reihe unbewiesener Behauptungen einzugehen, von denen Herr Kahl ein ganzes Füllhorn vor uns ausschüttete; wiederholt hieß es: „wir vermuten es" oder „das müssen wir uns so denken." Mit erstaunlicher Leichtigkeit warf Herr Kahl mit Millionen von Jahren nur so um sich! Daß Herr Kahl das Lob des Monistenbundes sang und frisch und fröhlich eingestand, daß nur dem Monistenbunde die Zukunft gehöre, ist selbstverständlich: die monistische Weltanschauung ist die Weltanschauung der Zukunft; gerade die Tatsache, daß wir Menschen uns aus eigener Kraft vom Tiere bis zu unserer jetzigen Vollkommenheit emporgerungen haben, sollte uns freudig stimmen und stolz machen, denn sie gibt uns ja das Selbstbewußtsein; die dualistische Auffassung dagegen ist veraltet. Warum sollen wir unschuldig unter der Sünde von Adam und Eva leiden? Unser, der Monisten Gott, ist die Natur, ist der Geist! Der Monismus wird fortschreiten auf seiner Siegesbahn, denn er predigt die Vernunft. — Auch Goethe und K. E. von Baer wurden wiederholt als Stützen der monistischen Lehre heraufbeschworen, zwei weltberühmte Männer, die die Existenz Gottes n i e geleugnet haben. —

Gern sei anerkannt, daß Herr Kahl nicht in häßliches Schimpfen verfiel; bei Erwähnung des Keplerbundes blieb er durchaus sachlich, auch verletzte er in keiner Weise die religiösen Überzeugungen Andersdenkender. Letzteres wäre hier in Mecklenburg auch wenig angebracht, denn im Festhalten am Glauben der Väter, am Glauben an die Gottessohnschaft Christi steht Mecklenburg immer noch in erster Reihe unter den deutschen Ländern da, und besonders hier in Rostock, der geistigen und wirtschaftlichen Zentrale Mecklenburgs, wird Sonntag für Sonntag das alte Evangelium von Jesus, dem Gottessohne, verkündet.

Was wird der Agitationsvortrag des Monistenbundes erreicht haben? Es mögen einige Zuhörer dem Bunde beigetreten sein, was tut's! Das von Haeckel und seinen Anhängern erträumte Ziel wird der Bund n i e erreichen; denn er ist nur eines von den vielen charakteristischen Zeichen unserer sogen. aufgeklärten Zeit. Die Christen aber sollte der Bund zu größerer Arbeit für das Reich Gottes anspornen."

Wir fügen dem hinzu: Der Keplerbund wird auch in Mecklenburg auf den Plan und der Haeckel-Kahlschen Weisheit gegenüber treten. E. D e n n e r t.



Aus guten Büchern.

Ist es nicht wunderbar, wie J e s u s zwei so verschiedene Dinge wie I d e a l i s m u s und R e a l i s m u s in so vollkommener Weise verbindet? Nie war ein Mensch so losgelöst von dieser Erde, wie er; nie hat einer so hohen Flug genommen, wie er. E r i s t d e r v o l l k o m m e n s t e I d e a l i s t, der je über die Erde gegangen ist. E r h i l f t u n s, n i c h t z u s e h e n u n d d o c h z u g l a u b e n. U n d w i e d e r u m i s t e r d e r g r ö ß t e R e a l i s t. Nie hat einer dies Leben hier unten so beeinflußt, wie er; nie hat einer so in die Menschen

hineingesehen und sie gesehen, wie sie sind, wie er. Er hat in die Abgründe der menschlichen Seele hinuntergeblickt; er sah die dürren, öden Strecken ihrer Oberflächlichkeit, ihrer Kleinlichkeit; er sah in ihre Schlupfwinkel hinein und sah hinter ihre Schaufenster und durchschaute ihre Schlangenkünste. Ihn täuschten sie nicht. Dennoch hat er nichts gemein mit so vielen Realisten unserer Zeit, die wohl auch den geheimsten Regungen des menschlichen Seelenlebens nachspüren, aber nur, um dann den Schmutz und alles Verdrehte und Eklige, das sie gefunden haben, mit einer schlecht verhehlten Freude am Schmutz hervorzuzerren und vor aller Welt auszubreiten und grinsend zu rufen: „Seht, so seid ihr!“ Und dann bildet man sich viel darauf ein, daß man der Welt Schmutz gezeigt hat, und je besser einer dies versteht, desto größer ist sein Ruhm. Und ist so einer doch nur ein Kehrichtfuhrmann, nur eine Kloakenratte der Literatur. Gewiß, wir wollen nicht mehr das alte, süßliche, unwahre, geschraubte, phrasenhafte, auf Stelzen gehende Gerede. Wir wollen Wirklichkeit. Und nicht nur die schöne Wirklichkeit, sondern auch die schlimme. Aber sie soll uns gezeigt werden nicht von Menschen, die selbst am Schmutz Freude haben und mit dem Schmutz Geschäfte machen, sondern von Menschen, die leiden unter dem Schlimmen, die helfen und heilen wollen. Nur solche stiften Gutes. Sie gehen in den Fußstapfen Jesu, der die Menschen sah, wie sie sind, aber Erbarmen mit ihnen hat, an ihre Rettung glaubt und sich hingibt, um ihnen zu helfen. Er hilft uns sehen und doch glauben. (Aus R. Aeschbacher, Wir sahen seine Herrlichkeit. 2. Aufl. Basel, Reinhardt. 1908.)



Frage 86 (S. 35): Vertilgung der Menschen durch die Sintflut außer Noah nebst Familie usw.

Diese Frage erledigt sich sehr leicht. Die Sintfluterzählung in dem 1. Buche Moses nimmt an, daß durch die Weltflut das Kainsgeschlecht vertilgt ist. Die menschliche Sünde nimmt also nach der Flut von neuem ihren Anfang, schon in Noahs eigenen Nachkommen, da sich auch über gute Zwischenglieder hinweg die Wahrheit des Wortes erweist, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist. Aber nicht auf Kain wird das zurückgeführt, da von Nachkommen Kains keine Rede ist, auch nicht in den vom Fragesteller angeführten Stellen aus dem Pentateuch. Vielmehr handelt es sich 1. Mose 15, 19 und 4. Mose 24, 21 f. um den Volksstamm der Kaniter, dessen Name keineswegs von dem Brudermörder Kain abgeleitet ist, sondern mit der von diesem Stamm bewohnten, nach der Besitzergreifung Kanaans durch Israel im Bezirk des Stammes Juda gelegenen Stadt Kain zusammenhängt. Dieser Name Kain wird Josua 15, 57 und Richter 4, 11 erwähnt. An letzterer Stelle kann das Wort Kain auch als Bezeichnung des Volksstammes (also für Kaniter) aufgefaßt werden. („Der Kaniter Heber hatte sich aus (von) Kain von den Nachkommen Hobabs, des Schwiegervaters Moses, getrennt“ und sein Zelt in der Nähe von Kades aufgeschlagen.) Jedenfalls ist 4. Mose 24, 21—22 in dem Bileamspruche über die Kaniter Kain als Stammes- oder Ortsbezeichnung in demselben Sinne zu verstehen. Möglich ist dort allerdings noch, daß der Prophet eine Anspielung auf den Sohn des ersten Menschenpaares mit seiner Erwähnung des dem Untergang

geweihten Ortes Kain im Sinne hatte. Das könnte um so wahrscheinlicher werden, als auch in Vers 21 eine ethymologische Anspielung auf den Namen der Kaniter statt hat. Der ganze Ausspruch über die „Kani" ist nämlich im Rhythmus geschrieben und lautet: Du, Stamm Kan, hast zwar auf dem Felsen dein Nest (hebr. Ken) gebaut, und doch ist Kain (die Stadt, der hohe Adlerhorst) dem Untergange schon verfallen, der unmittelbar bevorsteht. Prof. Dr. Beth.

Frage 88: Ist es angesichts der Menschheitsgeschichte möglich und vernünftig, noch an das Walten Gottes zu glauben? X. Y.

Als Antwort siehe den Artikel S. 256.

Frage 89: Wie soll sich der Christ zum Theater stellen?

Seminarist F. in C.

Als Antwort siehe den Artikel S. 253.



1. Zeitschriften.

Der Alte Glaube Nr. 27. Eb. Stricker kämpft gegen die modern-intellektualistische Auffassung von Jesus, die seine Hauptbedeutung darin sieht, daß er reine Gotteserkenntnis und Sittlichkeit uns gelehrt und vorgelebt habe. Vielmehr macht auch nach den Synoptikern Jesus sich selbst zum Gegenstand des Glaubens. Ähnliche Gedanken vertritt derselbe Verf. in „Die Erlösung Jesu Christi und der moderne Mensch" (Nr. 32): Von der Tatsache der Sünde redet der moderne Mensch kaum noch, und doch ist sie etwas objektiv Trennendes zwischen Gott und den Menschen, und sie muß als solches empfunden werden, wenn wir der Erlösung Jesu Christi teilhaft werden wollen. — In Nr. 31 unterzieht P. emer. F. W. Otto die kürzlich erschienene Broschüre „Zur Umbildung des relig. Denkens" einer eingehenden Kritik.

Die Reformation Nr. 14. Prof. Lütgert fordert in „Religionswissenschaftliche Forschung" planmäßige, exakte Erforschung des gegenwärtigen Buddhismus, Mohammedanismus, des Animismus, auch des Judentums, so wie diese Religionen heute lebendig sind. — R. Seeberg, „Die Zukunft der Kirche". Die Kirche ist aktiver geworden; auf der Rechten macht sich ein starkes Bestreben geltend, in Wissenschaft und Praxis modernen Gedanken und Bedürfnissen gerecht zu werden, aber doch streben „der alte und der neue Glaube" auseinander.

Dasselbe Thema ist Gegenstand von Pfarrer Jul. Werner's Aufsatz: „Die Erhaltung und Erneuerung der Volkskirche in den Wirren der Gegenwart," Positive Union Nr. 4.

Vertreten Seeberg und Werner eine öffentliche Mission der Kirche, ein Christentum der Aktivität, so führen uns die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens Bd. XI, Heft 1 in eine ganz andere Welt religiösen Denkens und Empfindens. Joh. Müller bringt eine programmatische Zusammenfassung der bisherigen Arbeit der Grünen Blätter, die er als „Jahrbücher der Menschwerdung" bezeichnet, in „Was wir wollen". Jesus ist der Wegweiser als Entdecker der Naturgesetze des menschlichen Wesens und Werdens; er ist der modernste Mensch, den es heute gibt, weil er der Mensch der Zukunft

ist. „Wir meinen Seele und Gott nicht als Wahn, sondern als Erlebnis. Darum stehen wir jenseits von Theismus, Pantheismus, Atheismus, jenseits von Monismus und Dualismus, jenseits von Idealismus und Materialismus im Angesicht einer verborgenen Wirklichkeit, die sich in uns und um uns regt." Ganz treffend wird dieser einseitige Individualismus gekennzeichnet durch drei Briefe, die der Herausgeber gleichzeitig veröffentlicht: 1. Die Absage „auf die Einladung zu einer theologischen Konferenz; 2. über Monistenbund und Keplerbund; 3. warum ich mich nicht an literarischen Arbeiten beteilige."

Zeitschrift für Religionspsychologie Bd. I, Heft 12. E. Kleemann, Die Religion der Verbrecher.

Die Umschau, herausg. v. Dr. J. H. Bechhold, XII. Jahrg. Nr. 13. Prof. Dr. M. Hoernes gibt in einer Skizze „Die Suche nach dem Urmenschen" zu, daß wir über die wichtigsten Fragen der Entstehung und ersten Ausbreitung unseres Geschlechtes noch gar nichts Sicheres wissen, stellt dann aber selbst einige Hypothesen auf. Dr. Graßl, „Auch eine Ehereform" verteidigt die Einehe vom biologischen Gesichtspunkt aus und macht auf die Zunahme des „Dirnen"tums in der Ehe im Unterschiede von dem Drang zur „Mutter"schaft warnend aufmerksam.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre Bd. II, Heft 1/2. Prof. Dr. F. Höck, Die Lebensreiche als Erzeugnisse der Entwicklungsgeschichte und des Klimas der Erde. Erstere hat in weit höherem Maße Unterschiede in tier- und pflanzengeographischer Beziehung erzeugt, als das Klima. Heft 3/4. W. v. Schnehen kritisiert — temperamentvoll genug — Die Theorie des psychophysischen Parallelismus als unbeweisbar, überflüssig, sich selbst durch ihre eigenen Voraussetzungen aufhebend, kurz als „philosophische Absurdität". E. M.

Die Christliche Welt Nr. 6 u. 7. F. Rittelmeyer, „Psychologie und Religionswissenschaft" weist eindrucksvoll darauf hin, welche Bedeutung jene allmählich für Weltanschauung, Ethik, Geschichtsphilosophie und Theologie bekommt und wie wichtig ihr Studium und die Ausbildung psychologischen Feingefühls für den Prediger und Seelsorger ist. — Nr. 8. A. Jülicher, „Ein neues Jesuswort?" ist der Meinung, daß das kürzlich in Ägypten entdeckte Stück der Erzählung, wie Jesus ohne die vorgeschriebene Reinigung in den Tempel geht und statt dieser die innere Reinheit fordert, eher als Dichtung späterer Zeit anzusehen ist, die aber Jesu Charakter treffend darstellt.

2. Bücher.

Für Gottes Wort und Luthers Lehre! Bibl. Volksbücher. Herausg. von Lic. Dr. J. Rump. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907. — Ein neues Unternehmen, das alle Beachtung verdient; es will biblische Fragen vom positiven Standpunkt aus behandeln. Die Serie von 10 Heften kostet 6 Mk. Bisher liegen uns vor: Heft 1: E. Hoppe, Naturerkenntnis und Christentum. 104 S., 80 Pfg. — Der Verf. bringt es fertig, mich, trotzdem ich Mitarbeiter bin, in diesem Heft in geradezu unglaublicher Weise anzugreifen, seine Erklärung in Heft 4 entlastet ihn nicht; denn den Sinn, den er seinen Worten unterlegt, wird außer ihm ein anderer in ihnen nicht finden. — Heft 2: S. Gemmel, Die Herrlichkeit der heiligen Taufe. 90 S., 70 Pfg. — Heft 3: G. Wustmann, Jesus und Paulus. 84 S., 60 Pfg. — Heft 4: K. F. Nösgen, Der einzige Reine unter den Unreinen. 103 S., 80 Pfg. — Heft 5: Th. Simon, Buddha. 90 S., 70 Pfg.

Strehler, Dr. Bernhard, Das Ideal der katholischen Sittlichkeit. Eine apologetische Moral-Studie. Breslau, Aderholz, 1907. 82 S. 8°, 1,20 Mk. — Das Buch gibt eine Darstellung der Prinzipien der katholischen Moral. Es weist ihren theonomen und theozentrischen Charakter nach. Der letzte Grund ihrer Verbindlichkeit ist Gott, ihr Lebenszentrum, Inhalt, Kraft, Vollendung und Ziel ist ebenfalls Gott. Die

Schrift ist in klarer Form und verständlicher Sprache abgefaßt. Jeder, der zu einem richtigen Verständnis und einem gerechten Urteil über die katholische Sittlichkeit kommen will, sei auf dieses Schriftchen verwiesen. H. H.

E. Wittich, Dr., Monismus und Dualismus. Stuttgart, Ev. Gesellschaft, 1908. 47 S., 1 Mk. — Auch diese Schrift ist zu empfehlen. Der Verfasser scheidet klar und gut das Gebiet des exakten Wissens von der Weltanschauung. Dt.

E. Schreiner, Allerlei Menschen von heute. Stuttgart, Deutscher Philadelphia-Verein, 1907. 219 S., 2 Mk. — Anspruchslose, aber ansprechende kleine Erzählungen, die für Volk und Jugend bestens geeignet sind.

K. Lieber, Pf., Monismus, Naturwissenschaft und Glaube an den persönlichen Gott. Wiesbaden, H. Staadt, 1908. 48 S., 80 Pfg. — Eine vorzügliche Schrift gegen den Haeckelschen Monismus mit vielen trefflichen Gedanken. Wir empfehlen sie lebhaft zur weitesten Verbreitung und bedauern nur, daß sie nicht billiger ist. Dt.

H. Lubenow, Sup. u. Kreisschulinsp., Monismus mit und ohne Gott. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907. 227 S., 2,80 Mk. — Der Verfasser weist nach, daß das christl. Lehrsystem jedem Naturalismus überlegen ist, was ihm durch Anschaulichkeit und vornehme Schreibart wohl gelingt.

A. E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. 2. Aufl. Berlin, E. Hofmann & Co., 1908. 483 S., 6 Mk. — Dieses Buch ist bekanntlich eine „Einleitung in eine Lutherbiographie". Inzwischen sind die beiden ersten Bände der letzteren bereits erschienen und haben allseitige große Beachtung gefunden. Daß diese auch dem vorliegenden Buche zu Teil wurde, zeigt die 2. Auflage. Es zeichnet in großartiger Weise den religiösen und kulturellen Hintergrund der Reformation und leitet daraus ihre eigenen Kulturprobleme ab. G.

P. Mezger, Prof. Dr., Das Kreuz Christi und das moderne Denken. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1907. 116 S., 2 Mk. — Das Kreuz offenbart des Vaters abgrundtiefes Erbarmen, es ist die Darstellung einer neuen Gott wohlgefälligen Menschheit und das Gericht über die Menschheitssünde, das ist das Ergebnis dieses tiefgründigen Vortrags. G.

Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Sammlung volkstümlich-wissensch. Abhandl. Hamburg, Rauhes Haus. à 10 Pfg. pro Nummer von 16 Seiten, 100 Nummern gemischt 8 Mk. — Von diesen trefflichen Heften, von denen bereits 300 000 verbreitet sind, liegen jetzt 5 neue vor: 25. Becker, Einführung ins Neue Testament. 26. Splittgerber, Abstammung des Menschen. 27. Klar, An der Grenze zweier Welten (über Tod und Jenseits). 28. Stadio, Erbliche Belastung und sittliche Freiheit. 29. Strümpfel, Kolonialbesitz und Christenpflicht. 30. Leicht, Wie kann Gott das zulassen? (Über allerhand Katastrophen als Glaubenshindernisse.)

Svante Arrhenius, Das Werden der Welten. 3.—8. Tausend. Leipzig, Akad. Verl.-Ges., 1908. 208 S. — Der geniale schwedische Naturforscher gibt uns hier eine interessante Darstellung seiner Ansichten vom Werden der Welt, die in mancher Hinsicht etwas Neues bietet, vielfach aber auch die Kritik herausfordert. Wir werden bald auf das Buch in einem besonderen Artikel zurückkommen. Die Übersetzung ist recht gut. Dt.

Apologetische Vorträge. Herausgegeben vom Volksverein für das kathol. Deutschland. M.-Gladbach, 1907. 270 S., 1,50 Mk. — Brauchbare Vorträge, die sich vor allem auf das naturwissenschaftliche Grenzgebiet beziehen und viele wertvolle Einzelheiten bringen.

B. de Spinoza, Theol. polit. Traktat. 3. Aufl. Leipzig, Dürrsche Buchh., 1908. 423 S., 5,40 Mk. — Diese einzige von Spinoza selbst herausgegebene Schrift wird hier in der „Philosoph. Bibliothek" als Band 93 in 3. Aufl. veröffentlicht. Übersetzung, Einleitung usw. sind von C. Gebhardt.

B. Rogge, Bildersaal der christlichen Welt. Lief. 16—25 à 40 Pfg. — Das von uns schon mehrfach empfohlene Werk schreitet rüstig fort. Die genannten Lieferungen enthalten vor allem die Reformationsgeschichte bis zu Luthers Tod. Die Ausstattung in Bildern ist nach wie vor vorzüglich.

Fr. Kliche, Für Arbeit und Stille! Heft VIII—X. Kassel, E. Röttger. — Das wirklich verdienstvolle Werk hat damit sein Ende erreicht. Es kostet geb. 12 Mk. Es bietet nicht nur für Pfarrer bei der Predigtarbeit, sondern auch Laien eine Fülle von Gedanken.

Fr. Hey, Dr. med., Wegweiser für den Christen über Leiden, Krankheiten, Heilung. Offenbach, J. Schirz. 188 S. — Ein edler christlicher Arzt redet hier zu uns aus einer reichen Lebenserfahrung. Gesunde wie Kranke werden aus dem Buch viel Gewinn ziehen.

Erich Wasmann, S. J., Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1907, 161 S., 2 Mk. — Die Aufsehen erregenden Vorträge, die der bekannte und durch eben diese Vorträge auch in weiteren Kreisen berühmt gewordene Jesuit und Ameisenforscher Wasmann im Februar 1907 in Berlin gehalten hat, liegen nunmehr jedermann zugänglich vor. Fast 2 Drittel des Buches nimmt ein ausführlicher, mit kritischen Bemerkungen versehener Bericht über den Diskussionsabend ein, an dem so bekannte Gegner wie Prof. Dr. Plate, Bölsche, Dr. Schmidt (Jena) u. a. ihre Gegengründe vorbrachten. Es war allerdings eine „Geisterschlacht“, die nicht ohne symptomatische Bedeutung ist, als sich eine im monistischen Dogma befangene Weltanschauung und die unvoreingenommene Wissenschaft eines christlichen Naturforschers öffentlich gegenüber traten; denn so stellt sich dem gewissenhaften Beobachter das Verhältnis dar, trotzdem man von monistischer Seite sich an dem Diskussionsabend und in nachfolgenden Publikationen — Professor Plate z. B. veröffentlichte den gleichen Stoff unter dem Titel: „Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde, Orthodoxie und Monismus“ — alle Mühe gab, Wasmann von vornherein als „ultramontanen“ Forscher zu brandmarken und so leichten Spiels abzutun, so daß der Ruf eines Kritikers: „Lieber etwas weniger kirchenpolitische Entrüstung, und etwas mehr wissenschaftliche Wahrhaftigkeit!“ durchaus am Platze ist. — Man sagt nicht zu viel, wenn man den vorliegenden Bericht über den Kampf um das Entwicklungsproblem als ein Kulturdokument ersten Ranges bezeichnet, dessen Kenntnis für jeden Naturforscher und naturwissenschaftlich interessierten Laien höchst wünschenswert, ja beinahe unerläßlich ist. C. M.

Von der Buchhandlung des Westdeutschen Jünglingsbundes in Barmen wurden uns folgende Hefte übersandt: W. Dörner, Der kleine Ratgeber für Gründung, Leitung und Pflege von evang. Jugendvereinen. 2. Aufl. 25 Pfg. — Derselbe, Der praktische Vereinsarbeiter. 2. erw. Aufl. 60 Pfg. — Derselbe, Der praktische Vereinssekretär. 20 Pfg. — M. Sommer, Vereinssekretär, Stillgestanden! Instruktionsbüchlein für die militärpflichtige christliche Jugend. 30 Pfg. — Weigle, Pfarrer, Der Einfluß der Jugendvereine. 2. Aufl. 25 Pfg. — Derselbe, Die Pflege der konfirmierten Jugend. 2. Aufl. 20 Pfg. — Helbing, Friedensklänge. 2. erw. Aufl. 40 Pfg. — Steine zum Bau. 1. Heft. 20 Pfg. — Die Hefte enthalten durchweg wirklich praktische Ratschläge für die so überaus wichtige Arbeit an der konfirmierten Jugend, eine Arbeit, die immer energischer betrieben werden muß, je schärfer der Kampf der Weltanschauungen entbrennt.

Joh. Golz, Div.-Pfarrer, Die Hoffnung auf das Wiedersehen nach dem Tode. 2. Aufl. Königsberg i. Pr., 1907. Ev. Buchh. des Ostpr. Prov.-Ver. f. J. Mission. 36 S., 50 Pfg. — Der empfehlenswerte, allein auf biblische Grundlagen sich stützende Vortrag in 2. Auflage.

Frohe Botschaft. Ein Jahrgang Predigten für 1906/07. Verf.: Die P. P. Culemann, Dammann, Michaelis, Schrenk, Wittekindt u. a. Kassel, Ernst Röttger

416 S. — Die Namen der Verfasser bürgen für die Bedeutung der Predigten und bezeichnen zugleich ein Programm. Der Druck ist groß und übersichtlich. C. M.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Zeichnungen von O. Ubbelohde. Leipzig, Turm-Verlag, 1907. 368 S., 6 Mk. — Wer einmal ein recht schönes Geschenk machen will, der greife zu diesem Buche. Es ist fünfzig Jahre nach der ersten Auflage eine Jubiläumsausgabe, die wörtlich mit der Urausgabe übereinstimmt. Das ist wertvoll, hiezu kommen noch die prächtigen Zeichnungen von Ubbelohde, die uns überall ins schöne Hessenland versetzen, wo die Grimms die ewig jungen Märchen sammelten. Nicht nur Kinder, sondern erst recht Große werden an dem prächtigen Buch ihre Freude haben. Dt.

O. Bertling, Prof. Dr., Der Johanneische Logos. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907. 72 S., 1 Mk. — Unser verehrter Mitarbeiter liefert hier in seiner ruhigen und klaren und dabei doch so eindringlichen Weise einen vorzüglichen Beitrag zur Frage des Johannesevangeliums, indem er sich voll und ganz zur Echtheit desselben bekennt. Dt.

E. Maydolf, Mephistos Wiederkehr. Berlin, H. Walther. 61 S., 1,50 Mk. — Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich ein Mitarbeiter von Gl. u. W. Es ist eine „dramatische Weihnachtsdichtung“, welche in feiner Psychologie schildert, wie Mephisto heute wiederkehrt und allerhand Fragen der Gegenwart, vor allem auch die sozialen, behandelt. Mögen sich recht viele Leser an den guten, z. T. recht humorvollen Versen erfreuen. Dt.

Vally Nagel, Von lieben Leuten. Elberfeld, 1907, Lutherischer Büchervereín. 206 S., geb. 1,60 Mk. — „Große Gedanken und ein reines Herz;“ schöneres Lob läßt sich kaum sagen. Mag in der Form auch noch nicht alles ausgeglichen sein, einzelne der kleinen Erzählungen, augenscheinlich aus neuerer Zeit, lassen auch in dieser Beziehung deutlich erkennen, daß eine Dichterin zu uns spricht, von der wir noch viel Schönes und vor allem Gutes erwarten können. Eigenartig sind die Spruchblätter, die feinsinnig und wirksam Gedanken der Erzählungen nachklingen lassen. Die Ausstattung ist eine ansprechende. C. M.

Als neue Hefte der Volksabende (begründet von Hermann Kaiser, herausg. von Hermann Müller-Bohn) sind 1907 im Verlag von Friedrich Emil Perthes in Gotha erschienen: Nr. 9. Fürst Otto von Bismarck von Hermann Jahncke.

Nr. 10. Freiherr von und zum Stein von Hermann Müller-Bohn.

Nr. 11. Hermann von Wißmann von Ottomar Beta.

Nr. 12. Gerhard Leberecht von Blücher, gen. „Marschall Vorwärts“ von H. Müller-Bohn.

Nr. 13. Kaiser Wilhelm der Große von Robert Falke.

Heft 9, 10, 12 sind 48 S. stark und kosten je eine Mark, 11 u. 13 36 S. 80 Pfg.

Auf die ersten Hefte, die Hans Sachs, Wilh. Hauff, die Königin Luise, Luther als deutschen Volksmann, Joh. Seb. Bach, den Kyffhäuser und Paul Gerhard behandelten, ist nun eine Reihe patriotischer Hefte gefolgt. Die „Volksabende“ bieten neben dem geschickt gebotenen Material ein vollständig ausgearbeitetes Programm eines Volksunterhaltungsabends. Das Unternehmen verwirklicht einen guten Gedanken, dem wir durchschlagenden Erfolg wünschen.

Aber gerade darum sei folgende Bemerkung gestattet: In den vorliegenden Heften ist nicht immer die Gefahr vermieden, die in der Einseitigkeit monographischer Behandlungsweise liegt: die Verdienste des betr. Helden werden da leicht übertrieben, die Mitarbeit anderer zu gering eingeschätzt. Ganz lehrreich und an manchen Stellen geradezu belustigend ist in dieser Beziehung ein Vergleich zwischen dem Bismarck-Heft und dem über Kaiser Wilhelm „den Großen“. Dieses scheint uns überhaupt etwas verunglückt. Mit derartig loyaler Überschwenglichkeit erreicht man nichts, am wenigsten auf Volksabenden. Wenn man auf Seite 20 bei der Beschreibung des Krieges 66 liest: „Um das Maß seiner Güte voll zu machen, übte er (Kaiser Wilhelm) an Österreich

keine Rache, nahm dem Besiegten kein Land ab und zog auch nicht in Wien ein," so klingt dies angesichts der Annexionen doch etwas merkwürdig. Und dann vergleiche man dazu Heft 9, S. 23 f., wo an Hand der „Gedanken und Erinnerungen" auseinandergesetzt wird, wie Bismarck erst nach vieler Mühe und nur mit Unterstützung des Kronprinzen den König bestimmte, den Nikolsburger Frieden in der für Österreich günstigen Form anzunehmen, und zwar habe der König nur in folgenden Worten seine Einwilligung gegeben: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde in Stich läßt . . ., sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen."

Für Vermeidung solch krasser Widersprüche in Heften ein und desselben Unternehmens hätte der Herausgeber wohl Sorge tragen können. Im übrigen ändern diese Bemerkungen nichts an der Wertschätzung, die das Unternehmen als ganzes in reichem Maße verdient. C. M.

Hermann Petrich, Johann Hinrich Wichern, Ein Volksabend. Gotha, 1908, Friedrich Emil Perthes. 30 S., 80 Pfg. — Den oben besprochenen Volksabenden reiht sich das Wichernheft (Nr. 14) als ein in diesem Jahre besonders begrüßens- und empfehlenswertes an. C. M.

Otto Schopf, Zur Casseler Bewegung. 2. erw. Aufl. 1907, Bonn, Joh. Schergens. 40 S., 25 Pfg.

E. Schrenk, Die Casseler Bewegung (Zungenreden, Prophetie, Erweckungen, 1907). Cassel, 1907, E. Röttgers Verlag. 20 S. — Aus Gemeinschaftskreisen stammende, klare und objektive Kritiken der nunmehr wohl allseitig in ihren charakteristischen Begleiterscheinungen als höchst ungesund beurteilten „Erweckungsbewegung" in Cassel. Beide Schriften bieten neben der Kritik auch positive Anregungen. C. M.

Jul. Friedrich, Dr. jur., Landrichter, Privatdozent des Kirchenrechts und der Rechtsphilosophie an der Univ. Gießen, Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich. Gießen, 1907, Alfred Töpelmann. 56 S., 1,40 Mk. — Der durch ein Nachwort erweiterte Vortrag bringt vollständige Orientierung über die in Frankreich erlassenen Trennungsgesetze, eingeleitet durch einen guten geschichtlichen Rückblick. Erwünscht wäre vielleicht eine schärfere Herausarbeitung und eine systematische Zusammenfassung der treibenden und gestaltenden Faktoren gewesen. C. M.

Horst Stephan, Lic., Privatdozent an der Univ. Marburg, Luther in den Wandlungen seiner Kirche. (Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, herausg. von Lic. Dr. H. Hoffmann und Lic. Leopold Zscharnack, Heft 1.) Gießen, 1907, Alfred Töpelmann. 136 S., geh. 2,60 Mk., geb. 3,50 Mk. — Ausgerüstet mit einem feinen Verständnis für das Ganze der Persönlichkeit Luthers, bietet der Verfasser eine Geschichte der Würdigung Luthers „in den Wandlungen seiner Kirche". Es ist ein interessantes und tiefgreifendes Stück Kirchengeschichte nicht nur, sondern Kulturgeschichte, das er in anschaulicher und nicht unbedeutender Weise vor unsern Augen entrollt. Wenn Luther auch in den verschiedenen Epochen der Theologie zum Träger der jeweils modernen Gedanken gemacht wurde und noch wird, so läßt sich andererseits doch eine Entwicklung zu objektiverer und wirklich tiefen Erfassung seines Wesens und seiner Bedeutung feststellen. — Ein klein wenig Schematisierung ließ sich bei diesem Stoffe zur Erzielung größerer Klarheit wohl kaum vermeiden; die Polemik ist maßvoll gehalten. — Wir halten diese Untersuchung für sehr dankenswert und empfehlen sie dringend. C. M.

Johannes Eger, Pfarrer an der Augustinerkirche in Erfurt, „Ich bin." Predigten über Selbstzeugnisse Jesu. Leipzig, 1907, Paul Eger. 101 S., brosch. 1,60 Mk., eleg. geb. 2,20 Mk. — Es ist ein fruchtbarer Gedanke, die gewaltigen und unantastbaren Selbstzeugnisse Jesu, wie sie uns das Johannesevangelium bietet, in einem Zyklus von Predigten dem religiösen Empfinden unserer Tage nahe zu bringen. Daß es nicht in der hergebrachten Predigtform, sondern mehr in der Art von religiösen

Vorträgen geschah, halte ich nicht für einen Nachteil. Der Grundton aller Betrachtungen ist: Christentum ist Christus! Christus will nicht den Weg zum Vater zeigen, Wahrheit und Leben bringen, sondern er ist der Weg, die Wahrheit, das Leben. C. M.

Friedr. Andersen, Anticlericus. Eine Laientheologie auf geschichtlicher Grundlage. Schleswig, Bergas, 1907. VIII und 618 S. — Ein mehr als eigenartiges Buch. Der Verf., ein Pastor in Flensburg, gesteht, durch Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" vom kirchlich-positiven zum radikalen Standpunkt gekommen zu sein. Darum ist es nicht verwunderlich, wenn er selbst etwas dilettantisch schreibt, indem er die Geschichte der Kirche unter den Gesichtspunkt des Klerikalismus, auf deutsch: des Priesterbetrugs," stellt und nachweist, wie die jüdische Priesterart das wirklich religiöse Christentum Jesu bis auf unsre Tage beeinflußt und verdirbt. Befreiung der Religion von jüdischem Geist, d. h. Befreiung der Jesusanhänger von allem, was Kirche heißt, das ist der Grundgedanke, den Andersen verfolgt als geschichtlich und religiös notwendiges Ergebnis der bisherigen Entwicklung des Glaubens an Jesus. Merkwürdig ist nur, wie der Verf. mit einem Male alles, aber auch alles, durch die radikale Brille sieht, so sehr, daß er auch ruhig einmal Tatsachen der Geschichte auf den Kopf stellt. Zu rühmen ist seine Belesenheit, die er kräftig leuchten läßt, und interessant ist sein Buch trotz einiger zu breiter Ausführungen auch. Selbständig aber ist der Verf. nicht, und seine grandiose Einseitigkeit vereitelt nachhaltige Wirkung. Z.

Novum Testamentum graece et latine curavit D. Eberhard Nestle. Stuttg. Priv. Württ. Bibelanstalt 1906. Leinwandband 3 Mk. und Novum Testamentum latine, Nestle 1906. Chagrinleder, Rotschnitt 3,50 Mk. — Nestles Ausgaben des Neuen Testaments, die selbst die besten englischen übertreffen, bedürfen des Lobes nicht. Die Handschriftenbenutzung, überhaupt der ganze kritische Apparat macht für jeden Forscher diese Ausgaben unentbehrlich. Die Handlichkeit des Formats, der klare Druck und die staunenswerte Exaktheit der Korrektur sind ein wesentlicher Grund der außerordentlichen Verbreitung, besonders unter Studenten. Z.

Hugo Wiebers, Pf., Aus der Kindergottesdienstpraxis. Sechs Weihnachtsansprachen und 24 erbauliche Katechesen. Leipzig, Deichert, 1908. 2,20 Mk. — Der Verfasser erfaßt die Schwierigkeit mit richtigem Griff. Das soll die Kindergottesdienste vor der Schulreligionsstunde auszeichnen, daß sie das erbauliche Moment in den Vordergrund stellen. Eine tüchtige Katechese verbunden mit echter Erbaulichkeit ist das Ideal hier wie dort. Bei Wiebers erfreut schon das klar herausgestellte, gut pointierte Thema. Überhaupt spricht er augenscheinlich aus reicher Praxis heraus. Darum ist seine Gabe sehr zu empfehlen. Z.

P. Pachaly, Dr. phil., Aufgaben für den religiösen Unterrichtsstoff. 1. Bd. Aufg. über das Alte Testament. 2. Bd. Aufg. über das Neue Testament. 1. Die Evangelien oder das Leben Jesu. Leipzig, Engelmann, 1905 und 1906. — Bei den begründeten und unbegründeten Angriffen auf den heutigen Religionsunterricht ist ein Buch lebhaft zu begrüßen, das letzterem neue Bahnen eröffnen will. Dies darf man von dem vorliegenden sagen. Der Lehrstoff ist in einzelnen Aufgaben dargeboten, die z. T. nur angedeutet, z. T. ganz ausgeführt sind in disponierten größeren Abschnitten. — Besonderes Gewicht ist auf die hervorragenden Persönlichkeiten der Bibel gelegt. Charaktervergleiche und Lebensentwicklungen, oft gemessen an denen der Männer der Welt- und Kirchengeschichte (etwas bedenklich werden wohl manchem die Hinweise auf Mythologisches sein), können das Interesse der Schüler mächtig wecken, und vor allem: die Gestalten des Alten Testaments treten so in helles, anziehendes Licht. Dabei spürt man überall das Vertrautsein des Verf. mit modernen Fragestellungen. Und gerade dies macht das Buch sehr wertvoll und erhebt es über viele andere. Aber immer ist sein Urteil vorsichtig, so daß das Ganze aufbauend und nicht niederreißend wirkt, so z. B. in der Behandlung der Schöpfungsgeschichte, der Wunder, der Probleme des Lebens Jesu.

Ohne Zweifel hat der tüchtige Schulmann, der auch die Methode gründlich beherrscht, seinen Kollegen und auch den katechisierenden Pfarrern mit diesem Buch einen großen Dienst geleistet. Wird der Religionsunterricht so ernst genommen, wie das Werk es bezweckt, so ist für seine Zukunft nichts zu fürchten. — Das 3. und 4. Bändchen sollen weiter das Neue Testament, abgesehen von den Evangelien und die Kirchengeschichte behandeln. — Wir empfehlen nach alledem das Buch auf das Lebhafteste: es muß eine Lust sein, nach diesem Buch zu unterrichten. Dt.

G. Samtleben, Dr., Die biblischen Wunder, ihre Möglichkeit und Wirklichkeit beleuchtet. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1,80 Mk. — Ein Heft der Sammlung „Handreichung für Vertiefung christl. Erkenntnis", das seinen Zweck gut erreicht. Gebildete Laien werden aus ihm viele Anregung gewinnen, weshalb wir es empfehlen. Dt.

Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter. Jena, E. Diederichs, 331 S., 1908, 6 Mk. — Bei der gewaltigen Bedeutung, welche die Frage nach dem Monismus heute gewonnen hat, ist es ein sehr dankenswertes Unternehmen, ihn durch seine verschiedenartigen Vertreter darstellen zu lassen. Dieser erste von A. Drews herausgegebene Band behandelt „Systematisches". Der Herausgeber leitet ihn mit einer gut orientierenden Übersicht über die verschiedenen Arten des Monismus ein, wobei er z. B. den Haeckelschen entschieden ablehnt. Weiterhin werden mit mehr oder weniger Geschick Themata behandelt wie z. B. Monismus und Dualismus (W. von Schnehen), M. und Religion (Steudel), M. und Christentum (Chr. Schrempf) usw. — Das Buch ist jedenfalls gut orientierend und geeignet, den Begriff „Monismus" klar zu legen; denn sicherlich sind 99 % von sogen. Monisten nicht im Geringsten über ihn klar. Dt.

O. P. Chwolson, Prof. Dr., Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1908, 31 S. — Haeckel hatte auf Chwolsons bekannte Schrift in maßloser Weise wie gewöhnlich geantwortet, hier legt Chwolson unter nochmaliger vorzüglicher Klarlegung des Tatsachenbestandes dem Monistenbund die Frage vor, ob es Haeckel gelungen sei, irgend eine von seinen kritischen Bemerkungen zu widerlegen. Chwolson hatte dem Monistenbund ferner eine Erwiderung gegen Haeckel gesandt, die der Generalsekretär Schmidt, dem er obendrein schwere physikalische Irrtümer nachweist, sozusagen unterschlagen hat. Chwolson fragt daher zweitens den Monistenbund, wie man solch eine Handelsweise auf deutsch bezeichne. Chwolson hat recht getan auf das Titelblatt zu setzen: Keine Antwort ist auch eine Antwort! Diese Schrift ist für Haeckel und Genossen wieder einmal vernichtend. Dt.

M. Steiner, Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen. Berlin, E. Hofmann & Co., 1908, 244 S., 3 Mk. — Dieses Buch gehört zu dem Allerbesten, was gegen Darwin geschrieben worden ist. Es verdient daher die weiteste Verbreitung. Der Verf. ist ein sehr scharfer an Kant orientierter Kopf, dem keine Schwäche des Darwinismus entgangen ist. Der Schwerpunkt des Buches liegt jedoch in dem Nachweis der ethischen Folgen der Lehre Darwins, die einfach jede sonst als bindend angesehene Ethik über den Haufen wirft. Dieses Buch kann kein Apologet entbehren. Dt.

P. Grünberg, Dr., Das Übel in der Welt und Gott. Groß-Lichterfelde, E. Runge, 1907, 59 S., 80 Pfg. — Eine tüchtige Schrift, die aus Vorträgen des Verf. auf dem 2. apologetischen Kursus in Berlin entstanden ist.

O. Praecursor, Götzengericht. Eine Anklage der Naturwissenschaft. Leipzig, M. Altmann, 1907, 101 S., 1,50 Mk. — Eine ganz vorzügliche Schrift, welche die Nichtigkeit der mechanistisch-materialistischen Weltanschauung einfach schlagend dartut. Richtig wäre es wohl gewesen, die Anklage gegen die Vertreter der modernen Naturwissenschaft zu richten. Die zweite angekündigte Schrift, welche im Anschluß an die Naturwissenschaft einer religiös-vertieften Weltanschauung den Boden bereiten soll, kann man mit Spannung erwarten. Dt.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.